

WILLI
BLEICHER
PREIS



Bezirk
Baden-Württemberg

2017



JOURNALISMUSPREIS

DER IG METALL

BADEN-WÜRTTEMBERG

BEITRÄGE DER
PREISTRÄGERINNEN
UND PREISTRÄGER

Den Willi-Bleicher-Preis 2017 erhalten:

KATEGORIE NACHWUCHS:

Moritz Aisslinger

Die ZEIT vom 8. September 2016
für „Die armen Kinder vom Silicon
Valley“

(Thema: Im vermeintlich strahlenden
Zukunftslabor kämpft die Mittel-
schicht ums Überleben)

Seite 8 - 25

KATEGORIE FERNSEHEN – 2 Preisträger:

Frido Essen

ARD, Die Story im Ersten vom 15. Mai
2017 für „(Alb-)Traumjob Pilot“
(Thema: Pilot zu werden ist teuer –
und die Arbeitsbedingungen sind nicht
immer rosig)

Seite 28 - 29

Edgar Verheyen

SWR Betrifft vom 10. Mai 2017
für „REWE & EDEKA. Gute Geschäfte
– faire Löhne?“
(Thema: Wie sich der Einzelhandel
sukzessive aus dem Flächentarif
verabschiedet)

Seite 30 - 31

Willi-Bleicher-Preis 2017:

Die Preis- träger/innen

KATEGORIE HÖRFUNK:

Nicole Graaf

DLF Kultur vom 9. November 2016
für „Ausbeutung in Heimarbeit –
Schuhproduktion in Indien“
(Thema: Näherinnen in Indien
produzieren auch für Deutschland –
für Hungerlöhne)

Seite 26 - 27

KATEGORIE PRINT/ONLINE:

Bernd Kramer

Fluter vom 28. Februar 2017
für „Appschufften“
(Thema: Arbeiten als Crowdworker:
Selbstbestimmt und flexibel oder
ausgebeutet?)

Seite 32 - 46

Willi-Bleicher-Preis 2017:

Die Jury



Prof. Dr. Frank
Brettschneider
Universität
Hohenheim,
Institut für
Kommunikations-
wissenschaft



Foto © Bettina Fuest-Fassiné

Barbara Roth
Redaktionsleiterin
Hintergrund-
Innenpolitik,
Deutschlandfunk



Foto © Heike Schiller

Wolfgang
Schorlau
Schriftsteller



Vorwort

Der Willi-Bleicher-Preis soll Medienschaffende ermutigen, anschaulich, hintergründig und kritisch über die Arbeitswelt zu berichten – 2017 ist das ein weiteres Jahr gelungen! Zur sechsten Ausschreibungsrunde haben uns erneut viele lesens-, hörens- und sehenswerte Beiträge erreicht, die auf Dumpinglöhne, unzumutbare Arbeitsbelastungen oder prekäre soziale Verhältnisse hinweisen. Mit ihrer Berichterstattung haben die Autoren die Voraussetzung dafür geschaffen, dass die Missstände abgestellt und die Arbeitswelt dadurch verbessert werden kann. Dafür sage ich allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern herzlichen Dank!

Wie im Vorjahr hat die IG Metall Baden-Württemberg den Preis für die Berichterstattung außerhalb Baden-Württembergs geöffnet, aus gutem Grund: Globalisierung und Digitalisierung bestimmen längst unseren Arbeitsalltag, mit Standorten auf verschiedenen Kontinenten sind Unternehmen heute rund um die Uhr ansprechbar.

Manches Produkt wird so gut wie nur noch im Ausland hergestellt, ständig entstehen weltweit neue, digitale Geschäftsmodelle. Der Willi-Bleicher-Preis 2017 trägt dieser Entwicklung Rechnung, indem zwei von fünf ausgezeichneten Reportagen und Features (zweimal Print/Online, zweimal Fernsehen, einmal Hörfunk) außerhalb Deutschlands und Europas spielen.

Wie stark der Wandel der Arbeitswelt die Erwerbstätigen, aber auch die Gewerkschaften fordert und sich Ansprüche an Arbeit, Flexibilität und Mitbestimmung verändern – das wird in den prämierten Beiträgen 2017 deutlich. Auffällig: Ganz oft ist von Ausbeutung die Rede, es geht um Hungerlöhne, Obdachlosigkeit, absolute Erschöpfung. Solche Zustände finden sich bei Näherinnen in Indien, aber auch im vermeintlich strahlenden Zukunftslabor Silicon Valley in den USA.

Aber auch im deutschen Einzelhandel wird immer öfter nicht mehr nach Tarif bezahlt und Missstände häufen sich. Piloten in Deutschland leiden unter Arbeitsüberlastung und blicken zunehmend in eine unsi-

chere Zukunft. Ganz zu schweigen von Hunderttausenden Crowdworkern, die sich auf Internet-Plattformen Arbeit suchen und dabei weder den Mindestlohn noch Urlaubsgeld oder Lohnfortzahlung im Krankheitsfall bekommen.

Solche Beispiele zeigen: Gewerkschaften, die sich für gute Arbeit und ein gutes Leben der Beschäftigten einsetzen, brauchen wir dringender denn je. Ebenso wie Geschichten, die sich konstruktiv-kritisch mit der Arbeitswelt auseinandersetzen. Letztes Jahr habe ich gesagt, die Auszeichnung sei zu einer wichtigen Institution in der deutschen Medienlandschaft geworden. Das haben die Beiträge 2017 erneut bestätigt. Sein Namensgeber, der 1981 verstorbene ehemalige IG Metall-Bezirks-

leiter Willi Bleicher, stand für soziale Gerechtigkeit und Menschlichkeit in der Arbeitswelt – in diesem Sinne verleiht die IG Metall den Preis seit 2012.

Die 2017 erstmals eingeführte Kategorie für kürzere Beiträge hat aus Sicht der Jury

leider keinen Preis verdient. Wir behalten sie aber trotzdem bei und hoffen auf zahlreiche Einreichungen im nächsten Jahr. Auch kür-



zere Nachrichten und Berichte sind gerade in der aktuellen Dokumentation wichtiger Ereignisse unerlässlich.

Den diesjährigen Preisträgerinnen und Preisträgern gratuliere ich zu Ihrem Erfolg und danke der Jury für Ihre Arbeit, namentlich Dr. Frank Brettschneider, Professor am Institut für Kommunikationswissenschaft an der Universität Hohenheim, Barbara Roth, Redaktionsleiterin Hintergrund-Innenpolitik beim Deutschlandfunk und dem Schriftsteller Wolfgang Schorlau.



Roman Zitzelsberger,
IG Metall-Bezirksleiter
Baden-Württemberg



Moritz Aisslinger

Jahrgang 1986

*Studium der Literatur und Geschichte
in Mainz und Leipzig*

*Danach zweieinhalb Jahre fest-
freier Autor beim Magazin Playboy*

*Anschließend Ausbildung zum
Redakteur an der Deutschen
Journalistenschule in München
sowie freier Journalist für u.a.*

*Der Spiegel, stern Crime und DIE
ZEIT*

*Seit November 2016 Redakteur der
ZEIT im Ressort Politik*



«Die armen Kinder vom Silicon Valley»

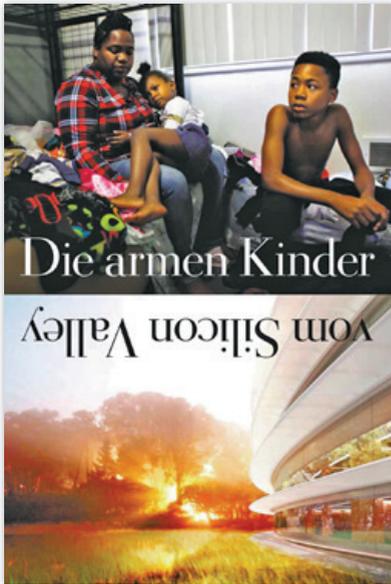
Die ZEIT

8. September 2016

■ Begründung der Jury

Die Jury hat sich entschlossen, den Willi-Bleicher-Preis 2017 für die Kategorie Nachwuchs an Moritz Aisslinger zu vergeben. Sein Artikel „Die armen Kinder vom Silicon Valley“ erschien am 8. September 2016 in Die ZEIT.

Wer in eine strahlende Zukunft schauen wolle, der müsse ins Silicon Valley fahren – so wird es landauf, landab verkündet, und so kann man es allerorten in den Medien lesen, sehen oder hören. Gläubigen gleich pilgern Regierungsdelegationen aus aller Welt in das Tal bei San Francisco, kehren erleuchtet wieder zurück und verkünden die frohe Botschaft der Digitalisierung. Silicon Valley wird in dieser Geschichte zu einem idealen Modell der künftigen Gesellschaft, zu einer zeitgemäßen Version eines technologiegetriebenen Paradieses. Mit Folgen auch für uns: Die Budgets für Digitalisierungsprojekte schrauben sich in ungeahnte Höhen, Studienabgänger werden mit nicht unbeträchtlichen Summen aus öffentlichen Kassen dazu verleitet als Kleinstunternehmer Start-ups zu gründen. Der Geist des Silicon Valley weht schon einige Zeit



durch Europa und Deutschland, und es sind fast ausschließlich glänzende Zukunftsperspektiven, die er uns verspricht.

Moritz Aisslinger verdanken wir einen anderen, einen offenen und einen sehr genauen Blick in das Tal der Verheißungen. Er zeigt uns die düstere Seite des größten Technologiezentrums der Welt. Wir lesen in seiner Arbeit über „Die armen Kinder von Silicon Valley“ von Hunger, von Obdachlosigkeit, von Essensgutscheinen für Bedürftige, von Überausbeutung bis zur absoluten Erschöpfung. Aisslinger stellt uns Menschen vor, die die Technologiekonzerne ausgespuckt haben, Paul den Informatiker, der vier Jahre auf der Straße leben musste, David, der einen Job hat, aber sich kein Zimmer leisten kann, LaConya und ihre Mutter, die durch eine Krankheit in hoffnungslose Armut gestürzt wurde. Wir lernen, dass die-

se Gesichter einer neuen, amerikanischen Armut, wie Aisslinger seine Protagonisten nennt, keine tragischen Einzelfälle sind, sondern dass Armut in einer der reichsten Gegenden des reichsten Landes der Erde eine Massenerscheinung ist.

Für die Jury steht außer Frage, dass Moritz Aisslinger einen sehr wichtigen und preiswürdigen Artikel geschrieben hat. Die Regierungsdelegationen, die zu Google, Facebook, Microsoft und anderen High-Tech-Firmen pilgern, werden Paul und David und die anderen Armen nicht kennen lernen. Man möchte ihnen die Lektüre des Artikels „Die armen Kinder von Silicon Valley“ gerne zur Pflicht machen.

Herzlichen Glückwunsch zum Willibleichner-Preis 2017.

Die armen Kinder vom Silicon Valley

Die ZEIT,
8. September 2016

Menschen mit mehreren Jobs, die im Auto schlafen und von Almosen leben: So düster kann das Silicon Valley sein, das reiche, strahlende Zukunftslabor der Welt.

Immer donnerstags, immer vormittags bildet im Tal der Träume der amerikanische Albtraum eine Schlange, die sich langsam vorwärtsschiebt. Immer donnerstags, immer vormittags stellt sich eine Frau in diese Schlange, die Haut schwarz, die Haare hochgesteckt, der Blick müde. Die Frau, heute trägt sie eine helle Bluse, macht einen Schritt nach vorn und schaut auf ihre frisch lackierten Fingernägel.

LaConya Gilbert, 30 Jahre alt und Mutter zweier Kinder, hat zwei Jobs. Sie macht die Buchhaltung für eine Zeitarbeitsfirma und pflegt eine behinderte Frau. Sie verdient 24.960 Dollar im Jahr. Trotzdem reiht sie sich jede Woche in Palo Alto in die Schlange der städtischen Ernährungshilfe ein, Fallnummer 15940.

Eine Obdachlose im Silicon Valley.

LaConya Gilbert steht an für Gutscheine, die sie bei Discountern wie Walmart und Target eintau-

schen kann gegen Lebensmittel und Kleidung. Sie werden für drei, vier Mahlzeiten für sie und die Kinder reichen. Brot, Butter, vielleicht Brokkoli, das Lieblingsessen ihrer Tochter. Gilbert selbst braucht dringend eine neue Hose. Sie hat gesehen, dass Walmart gerade welche im Angebot hat, das Stück für sieben Dollar.

Neben ihr in der Reihe schaut ihre Mutter auf die Uhr, Barbara Williams, 50, studierte Betriebswirtin. Heute arbeitet sie als Förderlehrerin und im Zweitjob bei einer Sicherheitsfirma. Außerdem macht sie noch eine Ausbildung zur Versicherungsmaklerin. Sie verdient 51.000 Dollar im Jahr und lebt in einer Sozialwohnung. Auch sie braucht Gutscheine.

LaConya Gilbert lehnt sich an ihre Mutter, schnauft erschöpft, es dauert. Jetzt ist erst mal Paul dran. Mutter und Tochter kennen Paul, er kommt jede Woche hierher. Paul ist Informatiker, war Softwaretester bei Apple und Adobe, bis ein anderer ihn ersetzte. Nach vier Jahren auf der Straße hat er vor Kurzem wieder eine Wohnung gefunden.

Nach ihm kommt David, graues T-Shirt, Jeans, die Gewöhnlichkeit in Person. David ging auf dieselbe Highschool wie Steve Jobs, hat eine Arbeit und ein Auto, kann sich aber kein Zimmer leisten.

LaConya Gilbert und ihre Mutter warten weiter und grüßen VJ, die, gestützt auf einen Rollator, an ihnen vorbeischlurft. VJ war einst angestellt in der Personalabteilung eines großen Elektronikunternehmens, bekam einen schweren Diabetes, verlor ihre Stelle und wäscht nun per Hand, weil sie kein Geld hat für den Waschsalon.

LaConya Gilbert und ihre Mutter und Paul und David und VJ: Sie sind die Gesichter einer neuen, amerikanischen Armut. Viele der Menschen, die an diesem Donnerstagvormittag in einem Gemeinderaum der All Saints Episcopal Church von Palo Alto auf Almosen warten, haben Job und Lohn, Bildung und einen geregelten Tagesablauf. Sie passen nicht ins Klischee von Hunger und Elend. Und dennoch ist ihr Anblick ein Bild der Alltäglichkeit im Silicon Valley, der düstere Ausschnitt eines blendenden Panoramas.

Das Valley wirkt, zunächst, wie ein kleines Paradies. Von San Francisco fährt man hinein in das Tal, das eigentlich keines ist, eher ausgedehnte amerikanische Vorstadt. Links streckt sich die Bucht von San Francisco, am Horizont Hügel, Palmen. Der Highway 101 führt durch eine blühende Land-

schaft, vorbei an Palo Alto und Mountain View bis nach San José. Weiße Busse mit abgedunkelten Fensterscheiben gleiten über die Fahrbahn, und vorbei rauscht auch ein Wahlkampfbus von Donald Trump. Am Straßenrand zeigen sich warm und bunt und von der Sonne beschienen die Firmensitze von Microsoft, Google, Intel. Was man nicht sieht: Im Zukunftslabor Amerikas, in einer der reichsten Gegenden der USA, zwischen 53 Milliarden und Zehntausenden Millionären leben Hunderttausende Menschen in Armut. 15 044 sind offiziell obdachlos, schlafen auf der Straße, in Autos oder Garagen. Und die Statistiken erfassen nicht mal alle. Abertausende, die bei Freunden unterkommen, sich winzige Zimmer teilen, werden nicht mitgezählt. Auch LaConya Gilbert und ihre Kinder gehören zu diesen Unsichtbaren, die man eigentlich dazuaddieren müsste. Sie schlafen illegal in der Sozialwohnung der Großmutter.

Menschen, die fast überall sonst zur Mittelklasse gehören würden, kämpfen im Silicon Valley ums Überleben. Im Schatten der Konzernzentralen warten Monat für Monat 250.000 Menschen an den Essensausgaben gemeinnütziger Tafeln, ist jedes dritte Kind bedroht von Hunger. Immer im November lesen in San José Freiwillige in einer Trauerstunde die Namen derer vor, die im abgelaufenen Jahr auf den Straßen des Silicon Valley ge-

storben sind. Die letzte Zeremonie dauerte doppelt so lange wie die im Vorjahr, 61 Namen.

An diesem Ort lässt sich wie unter einem Brennglas beobachten, was passiert, wenn die Mittelschicht wegschmilzt. Überall in den USA öffnete sich in den vergangenen Jahrzehnten die Schere zwischen Arm und Reich dramatisch, im Silicon Valley ging alles wie immer noch schneller, es wurde zum Ort der größten Ungleichheit.

Kaum ein Thema, das in den USA lauter aus Zeitungszeilen, aus Fernsehnachrichten und Stammtischgesprächen schreit als die zunehmende Ungerechtigkeit. Die Präsidentschaftskandidatin Hillary Clinton empört sich, dass die 25 reichsten Hedgefondsmanager mehr verdienen als alle 158.000 Erzieher der USA zusammen; Donald Trump fischt nach Wählern in der abgehängten unteren Mittelschicht.

Die Reallöhne steigen seit vier Jahrzehnten nicht mehr. Amerika hat Angst vor dem Abstieg, Angst vor den Gesichtern in der Warteschlange in der All Saints Episcopal Church. Denn diese Gesichter zeigen, dass das ideologische Fundament dieses Landes zerbröselt: „Jeder kann es schaffen“ – längst nicht mehr.

Im Gemeinderaum hat nun auch die Lehrerin Barbara Williams ihre Gutscheine bekommen, jetzt wartet sie auf ihre Tochter. LaConya

Gilbert muss sich noch eintragen in eine Warteliste für Sozialwohnungen. Auf vier solcher Listen steht ihr Name bereits. Doch in diese neue setzt sie ihre größte Hoffnung. Sie wird zu den Ersten gehören, die sich eintragen. Endlich eine Wohnung. Je nach Organisation beträgt die Wartezeit Wochen, Monate oder Jahre. LaConya Gilbert kommt angelaufen, sagt: „Nächste Woche können sie abschätzen, wie lange es dauert.“

Seit mehr als zwei Jahren zieht LaConya Gilbert mit ihrer Tochter Jahari, vier, und ihrem Sohn Da'ron, 13, durchs Silicon Valley, die drei übernachten in Obdachlosenunterkünften, bei Bekannten, Verwandten, im Auto. Als Barbara Williams Tochter und Enkel in ihrer Sozialwohnung in Sunnyvale aufnahm, schärfte sie ihnen ein, bloß nie die Jalousien zu öffnen: Die Hausverwaltung duldet keine Überbelegung und darf nichts mitbekommen.

Die Wohnung ist nicht mehr als ein winziger Raum mit abgetrenntem Bad, keine 20 Quadratmeter. LaConya Gilbert teilt sich mit ihren Kindern eine abgewetzte Matratze im unteren Teil eines Stockbetts. Oben fehlt, weil Geld fehlt, eine zweite Matratze, und solange das so ist, schläft die Oma draußen im Wagen.

Als Barbara Williams und LaConya Gilbert aus der Kirche hinaustreten, fallen sie hinein in eine andere Welt, werden zu Statisten in der

Anzahl der Milliardäre im Silicon Valley: 53



Anzahl der Obdachlosen: 15 044

Kleinstadtkulisse von Palo Alto, in der geschäftige Menschen mit Laptop unterm Arm und iPhone in der Hand gepflegte Bürgersteige entlangehen, in der Elektroautos von Tesla lautlos über die Straße rollen, in der das Lokalblatt Mountain View Voice gelangweilt meldet, dass in Palo Alto ein Haus verkauft wurde, ein Zimmer, Küche, Bad, für 8,5 Millionen Dollar.

LaConya Gilbert ging hier in Palo Alto zur Schule, 15 Jahre ist das erst her. „Damals war die Stadt totale Mittelklasse“, sagt sie. Es habe die Louis-Vuitton-Boutique nicht gegeben, nicht das Four-Sea-

sons-Hotel, nicht die Gourmetrestaurants.

Die Geschichte von LaConya Gilberts Familie spiegelt in weiten Teilen die jüngere Geschichte Amerikas. Als LaConya 1986 geboren wurde, propagierte US-Präsident Ronald Reagan die Trickle-down-Theorie, die These also, dass die Reichen reicher werden sollten, weil das Geld der Oberschicht über kurz oder lang nach unten durchsickern werde. IBM präsentierte den ersten, fast sechs Kilogramm schweren tragbaren Computer. Die New York Times erkannte erste Anzeichen für eine

sich spaltende Gesellschaft, sah Feinkost- und Fast-Food-Läden öffnen und mittelpreisige Lokale schließen; zudem werde die Wirtschaft „globalisiert“ – ein kaum bekanntes Wort damals, das man deshalb noch in Anführungsstriche setzte. Amerika, schrieb die Zeitung, könnte sich zu einer Gesellschaft entwickeln, die zerrissen ist wie in einem Dritte-Welt-Land.

LaConya Gilberts Vater arbeitete damals bei dem Computer- und Druckerhersteller Hewlett-Packard in der Produktion, ihre Mutter Barbara studierte als Erste in der Familie. LaConya wuchs auf in bescheidenem Wohlstand, in Menlo Park, in Blickweite von dort, wo heute Facebook residiert. LaConya wollte Anwältin werden, ihr Lehrer nannte sie „little Johnnie Cochran“, nach dem Verteidiger von O. J. Simpson, weil niemand in der Klasse besser argumentieren konnte als sie.

Es ist die Entstehungszeit des Mythos Silicon Valley – nur wenige Wissenschaftler nannten den Landstrich wegen der dort hergestellten Silizium-Plättchen schon damals so. Nirgendwo hatten Kinder aus einkommensschwachen Familien bessere Chancen, den Aufstieg zu schaffen, nirgendwo konnte leichter zum Großverdiener werden, wer arm geboren wurde. Das lag auch daran, wie der Harvard-Ökonom Raj Chetty feststellte, dass der Wohnraum so günstig war. Dass Arme und Reiche nebeneinander wohnten. Dass eine neue

Industrie Arbeitsplätze schuf und jeder diese Arbeitsplätze gut erreichen konnte.

Doch dann geschah etwas. Das Tal veränderte sich. Der Boom bescherte der IT-Branche Rekordgewinne, die Firmen wuchsen und wuchsen. Wie in einem modernen Goldrausch strömte die globale Tech-Elite ins Valley, angelockt vom Versprechen, die Welt zu verändern, und von Gehältern, die nach oben keine Grenzen zu kennen schienen. Und irgendwo musste die neue Elite wohnen.

Die Immobilienpreise stiegen so sehr, dass viele aus der Mittelschicht sich ein Haus oder ein Apartment in der Stadt nicht mehr leisten konnten. Auf den Highways bildeten sich Staus, weil die Menschen billiger, also weiter weg wohnen mussten. Die Trickle-down-Theorie erwies sich als Illusion. Zu den Armen sickerte kaum Geld durch. Und anstatt den außer Kontrolle geratenen Markt politisch in die Schranken zu weisen, anstatt Sozialwohnungen zu bauen und die IT-Unternehmen über die Steuern an dieser gesellschaftlichen Aufgabe zu beteiligen, heizten die Regierungen in Washington die Entwicklung weiter an.

Präsident George W. Bush sorgte dafür, dass die Reichen noch viel reicher wurden. Seine Administration machte ihnen immense Steuergeschenke und liberalisierte wie die Vorgänger die Finanz-

Mittlerer Job bei Google: 151 600 \$ Jahresgehalt



Jahresverdienst eines Niedriglöhners: 19 900 \$

märkte. Im Silicon Valley verdienen die Firmen ein Vermögen mit Kapitalerträgen, die bald niedriger besteuert wurden als die Löhne der Arbeiter. Die Folge: Die ohnehin schon hohen Häuserpreise explodierten regelrecht, ebenso die Mieten. In Palo Alto, wo, als LaConya Gilbert zur Schule ging, ein gewöhnliches Haus 700.000 Dollar kostete, sind es heute 2,5 Millionen. In San Francisco, dem Wohnzimmer der IT-Branche, liegt die Durchschnittsmiete für eine Einzimmerwohnung derzeit bei knapp 4.000 Dollar.

Als der Stadtrat von Palo Alto vor drei Jahren darüber debattierte,

dass es zu viele Obdachlose gebe, die in Autos schliefen, fasste er mit sieben zu einer Stimme einen Entschluss: Er verbot das Hausen im Auto.

LaConya Gilbert wurde früh Mutter und bald Alleinerziehende. Das war zu verkraften. Als ihr Sohn Da'ron drei Jahre alt war, ging sie zur Army, weg aus dem Valley, weg aus Amerika, nach Kaiserslautern in Deutschland. Sie wurde befördert zum Specialist, zum Corporal, saß in Meetings mit dem Generalmajor. 2009 schied sie aus der Army aus und kehrte zurück. Nach nur drei Jahren Abwesenheit erkannte sie ihre Heimat nicht wie-

der: die Armut, die Wohnungsnot, die fremden Logos an den neuen, glitzernden Fassaden.

Sie dachte, nach ihrer steilen Militärkarriere könnte sie teilhaben am Technologieboom. Doch eine Exsoldatin passte nicht zu den schlampigen Genies und zerzausten Geeks, dem Personal der neuen Zeit. LaConya Gilbert verschwand in der Unsichtbarkeit schlecht bezahlter Dienstleistungsjobs, arbeitete als Kassiererin, im Kundendienst, als Servicekraft. Den schlechten Jobs folgten schlechte Entscheidungen. Sie wurde wieder schwanger, vom Falschen, Jahari kam zur Welt. Mutter und Kinder zogen zu Jaharis Vater, kurzes Glück, langes Unglück. Sie stritten, schrien, und eines Tages, April 2014, kam sie mit den Kindern nach Hause, und ihr Schlüssel passte nicht mehr ins Schloss. Am Abend wartete LaConya Gilbert, gerade noch Corporal, gerade noch voller Zuversicht, mit ihren Kindern zum ersten Mal am Empfang eines Obdachlosenasyls auf ein Bett.

Es ist ein schmaler Grat in Amerika zwischen Bürgerlichkeit und Abgrund; nirgendwo aber stürzt man schneller aus dem Leben als im Silicon Valley.

Warum ich nicht fortziehe? LaConya Gilbert lacht. Sie hat sich verabschiedet von ihrer Mutter, sitzt im Bus, fährt nach San José zu ihrem Pflegejob, zweieinhalb Stunden dauert allein der Hinweg. Die Straßen sind immer verstopft, der

öffentliche Nahverkehr ist ein Desaster, und vor der Arbeit muss sie ihre Tochter Jahari zur Tagesbetreuung bringen. Sie wolle weg, natürlich, sagt LaConya Gilbert. Doch Jaharis Vater erstritt vor Gericht das gemeinsame Sorgerecht. Er will bleiben, und so muss auch sie bleiben.

LaConya Gilbert schaut aus dem Fenster. In der Ferne thronen Microsoft, Facebook und Google. Manchmal fragt sie sich, ob die dort drüben irgendetwas wissen über Menschen wie sie.

Fünf Autominuten von LaConya Gilberts provisorischem Zuhause entfernt empfangen in der Lobby von Google zwei junge Damen die Besucher, ein Willkommensschild grüßt in 26 Sprachen. Bitte checken Sie am Touchscreen ein. Der Personalausweis wird gescannt und überprüft, da kommt Prajesh Parekh schon angelächelt, 35 Jahre alt, lockeres Hemd, lockere Art. Er leitet die Marketingabteilung für Apps, versucht Nutzer dazu zu bewegen, dass sie mit Google Docs arbeiten, mit Google Hangouts telefonieren, mit Gmail mailen.

Unzählige Versuche, mit Angestellten der IT-Konzerne über die Armut im Valley zu reden, endeten in Absagen und unbeantworteten E-Mails. Prajesh Parekh war der Einzige, der zusagte. Was soll er auch machen: Er ist im Vorstand einer Obdachlosenorganisation.

Parekh bittet auf den Campus, man

Ein Zimmer in San Francisco: 4000 \$ im Monat



Eine Übernachtung im Bus: 8 \$

tritt ein in bunte Wohlfühl-Lässigkeit. Menschen sitzen in roten und grünen und gelben Gartenstühlen unter Sonnenschirmen, hinter ihnen Beachvolleyball- und Badmintonfeld. „Wir Googler haben das Wissen und das Können, um Probleme zu lösen“, sagt Parekh, eine vertrauensvolle Wärme in Ton und Blick. Dieses Unternehmen sei „just amazing“, Google tue alles für seine Mitarbeiter. Es ermuntert sie auch, sich für Hilfsprojekte zu engagieren. Die Firma stellt sie für jene Stunden frei, in denen sie ehrenamtliche Arbeit leisten. Deshalb hat es für Parekh gut gepasst,

als im Januar einige Hilfsorganisationen auf der Suche nach neuen Vorstandsmitgliedern waren. Parekh entschied sich für einen Verein, der Obdachlose unterstützt, weil er von der Leidenschaft der Helfer fasziniert war.

Bei einem der Treffen der Organisation begegnete er einem Obdachlosen, der ihm von einem Buch erzählte. „Er fragte, ob ich es ausleihen möchte. Ich meine ...“, Parekh stockt, scheint immer noch ergriffen von der Szene. In letzter Zeit konnte er allerdings nur selten zu den Treffen gehen. Wieder lächelt er: „Zu viel zu tun.“

Die Karriere eines Silicon-Valley-Jedermanns: Aufgewachsen in Seattle, machte Parekh seinen Abschluss in Wirtschaftswissenschaften an der Wharton School in Pennsylvania, wo schon der Investor Warren Buffett und auch Donald Trump ihr Wissen für späteren Welterfolg erwarben. Über Microsoft und Procter & Gamble kam Parekh 2011 zu Google.

Er sagt: „Ich habe mir den Arsch abgearbeitet.“

Der typische Berufsanfänger des Silicon Valley kommt aus wohlhabender Familie und hat ein Diplom einer Eliteuniversität. „Wenn du gleich nach dem Studium hierherkommst“, sagt Parekh und schwenkt mit seinem Arm über den Campus, „wie sollst du jemals verstehen, was es heißt, einen normalen Job zu haben?“

Parekh hat keine festen Arbeitszeiten, er kann kommen und gehen, wann er will. Jeden Morgen kann er sich von einem firmeneigenen Shuttlebus – ausgestattet mit WLAN, Ledersitzen und abgedunkelten Fensterscheiben – auf den Campus von Google fahren lassen. Morgens kann Parekh dort kostenlos frühstücken und danach gratis trainieren in einem der sieben Fitnessstudios. Am Mittag kann er wählen zwischen Burritos, Sushi, Salat, Burgern und Pizza, und wenn ihm ein Stück Burger oder Pizza auf sein Hemd fällt, kann er das Hemd in die hauseigene Wäscherei geben. Er kann schwim-

men gehen oder einen Chiropraktiker aufsuchen. Nach Feierabend kann er auf die Bowlingbahn oder ins Tanzstudio gehen. Für all dies muss Parekh den Campus nicht verlassen, und für nichts muss er bezahlen. Fast alle großen Unternehmen im Silicon Valley bieten ihren Mitarbeitern einen solchen Service.

Viele Leute im Tech-Sektor lebten in einer Blase, sagt Parekh. Sie kämen hierher, breiteten sich aus, und ja: Sie verdrängten die ärmere Bevölkerung. Trotzdem glaubt er: „Was hier passiert, muss passieren. Es wird der ganzen Welt helfen.“ Diese „bestimmten Entwicklungen“, wie er es nennt, seien vielleicht eine „notwendige Komponente des Fortschritts“, den ja jeder wolle.

So kann man es sehen. Oder auch anders. Im Silicon Valley ist eine geschlossene Gesellschaft entstanden, die ihre Ingenieure und Programmierer davon abhält, auch nur versehentlich in Kontakt zu kommen mit denen da draußen. Eine Gesellschaftsform, die wirkt wie eine freundliche Variante der Apartheid, eine, die nicht auf Zwang basiert, sondern auf Anreizen. Parekh kritisiert das. Ein bisschen. Er wünscht sich, „dass während dieses Rattenrennens um das nächste große Ding die Leute merken, dass es da draußen ein Land gibt, in dem immer mehr Menschen Essensmarken eintauschen müssen“.

Parekh, selbstverständlich, merkt und sieht, er sagt: „Du musst jeden, selbst die Obdachlosen, behandeln, als wären sie deine Freunde.“ Zu dieser Erkenntnis hat ihm sein Arbeitgeber verholfen. Google bietet seinen Angestellten Kurse an, Yoga, Gitarre, Kochen, klar, aber auch: „Search Inside Yourself“, eine dreitägige Reise zu „Spiritualität und Achtsamkeit“. Parekh sagt, der Kurs habe seine Sicht auf die Dinge verändert, auch seinen Umgang mit Menschen. Er wisse nun: „Wenn jemand nicht so aussieht wie ich, darf ich ihn nicht ausgrenzen.“

Vielleicht sind sich Prajesh Parekh und LaConya Gilbert schon einmal begegnet: im vergangenen Sommer, beim jährlichen Google-Picknick. Gilbert und ihre Mutter arbeiteten dort als Aushilfen. Schminkten die Kinder der Mitarbeiter. „Es war schön“, sagt Gilbert, „und unglaublich. Die Gäste kamen vorgefahren in Bussen, es gab überall Snackstände, Popcorn, Getränke. Berge von Essen. Alles umsonst.“ Fasziniert schaute sie den Fremden zu: „Am Ende bekam jeder Besucher noch eine Tasche mit Geschenken drin.“

LaConya Gilbert und ihre Mutter waren damals von einem jener Subunternehmen engagiert worden, die das Silicon Valley mit billigen Arbeitskräften versorgen: mit den Gärtnern, die den Google-Campus erblühen lassen. Den Pförtnern, die Facebook von der Öff-

fentlichkeit abschirmen. Den Bauarbeitern, die für Apple eine fünf Milliarden Dollar teure neue Konzernzentrale errichten. Den Kellnern, Putzkräften, Hausmeistern, Chauffeuren.

Vor Kurzem stellte der Ökonom Chris Benner von der University of California in einer Studie über das Silicon Valley fest: Zwischen 1990 und 2014 wuchs die Zahl der Arbeitsplätze in Subunternehmen hier dreimal so schnell wie im Privatsektor insgesamt. Der Technologieboom schuf 18 Prozent mehr Jobs, die Anzahl der Stellen in Subunternehmen stieg um 54 Prozent.

„Die Tech-Unternehmen haben in den letzten Jahren den Großteil ihrer Belegschaft ausgelagert“, sagt Benner. „Anstatt eine Putzfrau direkt anzustellen, heuern sie eine Reinigungsfirma an. Das spart Personalkosten und Sozialversicherungsabgaben. Die Gewinne werden maximiert.“ Das trägt dazu bei, dass Facebook pro Mitarbeiter 2,8 Millionen Dollar jährlich verdient – bei McDonald’s sind es 60.000 Dollar.

Die enormen Gewinne erlauben es den Firmen, enorme Gehälter an ihre Festangestellten zu zahlen. Hilfsarbeiter dagegen werden kläglich entlohnt. Das Jahreseinkommen dieser Söldner liegt bei durchschnittlich 19.900 Dollar, das eines mittleren Angestellten von Google bei 151.600 Dollar. Die Hilfsarbeiter haben auch: längere Anfahrtswege, also hö-

here Transportkosten, kaum Kündigungsschutz, eine schlechtere Gesundheitsversorgung. Die Hilfsarbeiter-Armee rekrutiert vor allem Schwarze und Latinos, Ingenieure und Programmierer sind überwiegend weiß und männlich.

Kaum eine Branche, die Offenheit und Vielfalt pathetischer beschwört, die ihr Anders-Denken, ihr Anders-Sein lauter propagiert als die Internetbranche. Jede Stellenausschreibung von Google ein Lob der Andersartigkeit: „Bei Google akzeptieren wir nicht nur Verschiedenheit – wir feiern sie, fördern sie [...]. Wir haben uns dem Gedanken verschrieben, jedem die gleichen Beschäftigungsmöglichkeiten zu geben, ungeachtet von Hautfarbe, Herkunft, Religion, Geschlecht, Ethnie, sexueller Orientierung, Alter, Staatsangehörigkeit, Familienstand, Behinderung oder Veteranenstatus.“

Prajesh Parekh sagt: „Wir brauchen jeden!“

Und LaConya Gilbert wundert sich. Nachdem sie zurück war aus Deutschland, schrieb sie zig Bewerbungen, bemühte sich um eine Stelle in der Systemverwaltung bei Google, bei Facebook, Yahoo, wartete monatelang auf Antwort, erhielt keine. „Ich war immer die Letzte, die sagte, bei uns gibt es Rassismus“, sagt Gilbert. „Aber ich habe meine Meinung geändert. Ich habe alle Voraussetzungen für diese Jobs, Erfahrung und einen guten

Lebenslauf – und ich kriege nicht mal eine Absage? Woran liegt es, wenn nicht an meinem Foto, das eine schwarze Frau zeigt und keinen weißen Mann?“

Tatsächlich entlarven Studien aus den vergangenen zwei Jahren unangenehme Wahrheiten: Schwarze machen in den USA nur ein Prozent der Fachbelegschaft von Google aus, ebenso ist es bei Facebook, Twitter, Yahoo und LinkedIn. 75 Prozent der Reinigungskräfte sind Schwarze und Latinos. Männliche Akademiker verdienen im Silicon Valley 37 Prozent mehr als weibliche. Die Aufsichtsräte bestehen zu 93 Prozent aus Männern.

Mit den Vorwürfen konfrontiert, sagt Google: „Was Diversität betrifft, sind wir noch lange nicht da, wo wir sein wollen. Aber wir haben Fortschritte gemacht. Vier Prozent der neu Eingestellten 2015 waren Schwarze.“

Als LaConya Gilberts Vater, schwarz und ohne Bildung, in den Achtzigern bei Hewlett-Packard arbeitete, tat das Unternehmen etwas, das damals absolut üblich war und heute ganz und gar altmodisch erscheint: Es stellte ihn direkt an. Ließ ihn, einen Arbeiter aus der Region, am Tech-Boom teilhaben und ermöglichte seinen Aufstieg in die Mittelschicht.

Chris Benner, der Ökonom, sagt, in den letzten 30 Jahren habe sich die Philosophie des Silicon Valley geändert: „Die Firmen denken heute

global, sie interessieren sich nicht für die Probleme vor Ort.“

Als das Silicon Valley immer wichtiger wurde, brauchten seine Firmen mehr Ingenieure, mehr Programmierer. Sie wollten die besten, und die kamen vor allem aus Asien. Der demokratische Präsident Bill Clinton lockerte in den neunziger Jahren die Einwanderungsgesetze, es kam das gewünschte Personal, nur nicht genug davon. Deshalb gründeten Mark Zuckerberg und andere 2013 eine Lobby-Initiative. Sie kämpfen für eine erleichterte Einwanderung – nicht aus Nächstenliebe, sondern um Spezialisten ins Tal zu holen.

Die Hightech-Riesen sind der Region längst entwachsen. Wirklich interessant sind etwa für Google Investitionen in sogenannte moonshots, Projekte, die so revolutionär sein sollen wie die Mondlandung: Kontaktlinsen für Diabetiker, die den Blutzucker messen. Selbstfahrende Autos. Google-Gründer Larry Page gibt Millionen aus für Ballons, die das Internet zu den Ärmsten in den entlegensten Regionen der Erde bringen sollen – und spart Millionen, indem er Hilfsarbeiter über Subunternehmen rekrutieren lässt, zu einem Verdienst, der für kein würdiges Leben reicht.

Die Einkommensungleichheit in Teilen des Silicon Valley ist laut der Sozialbehörde von San Francisco vergleichbar mit der von Ruanda. Wer das weiß, den wundert nicht,

dass ausgerechnet hier der größte Slum der USA entstehen konnte. Im „jungle“ im Süden von San José hausten mehr als 300 Menschen in Zelten, unter Planen, auf Pappkartons, in Erdlöchern. Es gab Raubüberfälle, Schlägereien, Vergewaltigungen. Es gab Tote. Als die Behörden den Schandfleck im Dezember 2014 mit Bulldozern niederrissen, hinterließen die jungle-Bewohner: 315 Einkaufswagen, 1.200 Injektionsnadeln und 618 Tonnen Müll.

Das Problem verschwand nicht, es verteilte sich. „Wir müssen heute extrem vorsichtig sein“, sagt Shantel Montoya. „In einem der Camps soll es gestern eine Schießerei gegeben haben.“ Montoya, 33, klein und konzentriert, geht mit zwei Kolleginnen zu ihrem Van, in den sie Hygieneartikel, Wasser und Snacks geladen haben. Wie jeden Tag fahren die drei im Auftrag einer Hilfsorganisation auch heute zu den Lagern. Hunderte gibt es davon, kleine Zeltsiedlungen in Waldstücken, unter Brücken. „Sollte es gefährlich werden“, warnt Montoya, „sofort zurück ins Auto!“

Die Hitze zwingt den Vormittag in die Knie. An einem Highway-Zubringer unweit der Zentralen von eBay und PayPal der erste Stopp im trockenen Staub. Einen Abhang hinunter, zwischen Büschen klemmen Verschlüge aus blauen Plastikplanen. Müll, ein verwaister Kinderwagen. Ein Mann repariert ein Fahrrad. Er schaut misstrauisch,

lässt sein Werkzeug fallen, nähert sich. Montoya reckt Carepakete in die Höhe, ruft: „Hygieneartikel und Snacks!“ Der Mann nimmt einen Beutel mit Deo, Duschgel und frischer Unterwäsche, bedankt sich und deutet ins Dickicht.

Montoya und ihre Kolleginnen zwingen sich durchs Gesträuch, zum nächsten Bau, der von Decken umhüllt ist. Zwei Männer und eine Frau schicken sie weiter. Da sei ein Mädchen, sagen sie, das schwanger sei. Auf dem schmalen Pfad verweist ein Katzenkadaver, menschliche Fäkalien schwitzen in der Mittagssonne. Das Mädchen, Jessica, Anfang zwanzig, lebt allein unter einer Plane. Jessica lächelt aus fahlem Gesicht, über Wange und Stirn haben sich offene Wunden geworfen. „Meth“, murmelt Montoya. Viele in den Lagern seien drogenabhängig. Crystal Meth bekommt man hier für fünf Dollar das Gramm, es ist die Obdachlosendroge im Valley.

Ob sie schwanger sei, fragen die Helferinnen. Jessica schüttelt den Kopf, nimmt einen Hygienebeutel und ein Wasser und verschwindet wortlos. So geht es weiter: von Behausung zu Behausung.

Es ist nicht so, dass die Politik tatenlos zusehen würde. San Francisco, San José, Sunnyvale – die Kommunen haben Millionen für sozialen Wohnungsbau ausgegeben, sie haben Menschen von der Straße geholt und sie in alten Hotels untergebracht. Die offiziellen Obdachlosenzahlen sind dadurch gesunken, von 2013 bis 2015 um acht Prozent. Dafür steigt laut Experten die Zahl der unsichtbaren Obdachlosen wie LaConya Gilbert. Zwischen 2010 und 2015 wurden 385.800 neue Arbeitsplätze geschaffen – aber nur 58.324 neue Wohneinheiten. Die Städte können gar nicht so schnell bauen, wie Leute ins Tal ziehen.

Wo sollen all die Menschen wohnen, die, die schon da sind, und die, die noch kommen? Gibt es überhaupt genug Platz für sie?

„Fuck, no!“, schreit ein Mann durch sein Büro. „Schauen Sie doch!“ Er klickt auf seine Computermaus, öffnet Google Maps, zoomt ins Silicon Valley, scrollt nördlich Richtung San Francisco, nur Grau, kaum Grün, und das heißt: „Jedes Stück Land ist schon bebaut.“ Brian Greenberg, Brille, Bart,



Kurzarmhemd, lehnt sich zurück, schwingt die Füße auf den Schreibtisch, verschränkt die Hände hinter Kopf und seufzt. „Was wollen Sie noch wissen?“

Greenberg ist Vizepräsident von LifeMoves, einem Verein, der Obdachlose unterstützt. Dutzende Sozialarbeiter kümmern sich hier um Tausende Fälle, jeder Fall ein Mensch, eine Familie ohne Halt und Haus. Seit mehr als 25 Jahren versucht Greenberg, Familien und Wohnungen zusammenzubringen. Seine Aufgabe wird immer schwieriger, sagt er.

Und wer ist schuld daran? „Alle!“, ruft Greenberg. „Die Obdachlosen, weil sie bessere Entscheidungen in ihrem Leben hätten treffen können. Die Regierung, weil sie zu wenig Sozialangebote finanziert. Die Tech-Industrie, weil sie ihren Einfluss nicht nutzt, um bessere Bedingungen für Geringverdiener herzustellen.“ Allerdings, korrigiert sich Greenberg, helfen die Tech-Firmen auch enorm, sein Verein etwa werde großzügig unterstützt von Google. Er selbst wird quasi von der IT-Industrie bezahlt.

Spricht man Mitarbeiter anderer Hilfsorganisationen auf die Verantwortung der Internetfirmen an, blickt man in hilflose Gesichter. Klar, sagen sie dann, die Unternehmen könnten mehr tun. Aber sie engagieren sich doch ungemein. Kaum eine Organisation, die keine Spenden von einer Tech-Firma bekommt.

Es ist ein nahezu groteskes Abhängigkeitsverhältnis entstanden: Die Internetfirmen treiben Hunderttausende Bewohner in die Armut – dann treten die Hilfsorganisationen auf den Plan – die wiederum um Geld werben müssen bei denen, die den Kreislauf in Gang setzten, bei den Internetfirmen. Die Spenden: auch ein Schweigegeld.

Es ist Montagabend, nach neun, und Gilbert, fertig mit und fertig von der Arbeit, vormittags Buchhaltung, nachmittags Pflege, sitzt wieder im Bus, Linie 22, fünf Stunden gehen täglich allein fürs Busfahren drauf. Sie erzählt, dass besonders Da’ron, 13 und bald Mann, schwer mit der Obdachlosigkeit klarkomme, gerade jetzt, Pubertät, Mädchen, Coolsein. Er übernachtet in letzter Zeit oft bei seinem besten Freund, Sam. Sams Familie habe ein eigenes Haus, schwärmt Da’ron. Sams Mutter kaufe Essen, wann immer der Sohn es sich wünsche. Sams Vater sei im Magazin Forbes porträtiert worden.

Bis vor Kurzem ging Da’ron mit Sam in eine Klasse. Eine Privatschule. Wenn Eltern es sich nur irgendwie leisten können, vermeiden sie es, ihre Kinder auf öffentliche Schulen zu schicken, denn die sind in katastrophalem Zustand. Da’ron hatte ein Stipendium, er gehörte zu den Besten seines Jahrgangs. Aber vor ein paar Monaten konnte seine Mutter das restliche Schulgeld von 200 Dollar im Monat nicht

mehr aufbringen. Jetzt also sieht Da'ron Sam nur noch an den Wochenenden. In der neuen Klasse sitzen nun Jungs neben ihm, die nichts wissen von seiner Obdachlosigkeit. Im Schulbus machen sie sich lustig über seine ausgelatschten Turnschuhe.

Mutter und Sohn haben ein enges Verhältnis, die vergangenen zwei Jahre haben sie zusammengeschweißt, oft schliefen sie zu zweit im Auto. Die kleine Jahari war meist bei Verwandten oder Freunden untergebracht, von Montag bis Mittwoch beim Vater. Aber Da'ron war alt genug, musste es sein. Er lernte, im Auto über Nacht die Schuhe anzubehalten, für den Fall, dass Polizisten ans Fenster klopfen oder Verrückte. Er lernte, vor der Schule mit der Mitgliedskarte seiner Mutter im Fitnessstudio zu duschen. Er lernte, das Handschuhfach als Schreibtisch zu benutzen, um seine Hausaufgaben zu machen.

Wenn LaConya Gilbert im Bus durchs Silicon Valley schleift wie an diesem Abend, dann kann sie ein Schauspiel beobachten, das ihr demonstriert, dass sie noch nicht ganz unten angekommen ist.

„Ich versuche draußen zu sein, bevor es richtig losgeht“, sagt sie. Aber als sie um kurz vor elf aussteigt, sitzen im Bus schon die ersten müden Gestalten. Sie schlafen, dösen, starren. Neben, auf und unter ihnen: Tüten und Taschen. Manche sitzen allein, den Kopf gestützt von knöchernen Armen; andere lie-

gen zu zweit in einer Reihe, ineinander verkeilt.

Die Buslinie 22 ist die einzige, die durchs Silicon Valley fährt, die ganze Nacht, 365 Tage, 24 Stunden, von Palo Alto nach San José und wieder zurück. Seit Wohnraum kaum noch zu bezahlen ist, ist der Bus zu einem inoffiziellen Obdachlosen asyl geworden: zum Hotel 22, acht Dollar die Nacht.

Sobald es dunkel wird, füllt sich der Bus. Von Haltestelle zu Haltestelle werden Menschen hineingezogen in die Wärme, ins Licht des Busses. Stoisch ertragen sie das abrupte Bremsen, das harte Anfahren, das Ruckeln, wenn der Bus über Schlaglöcher rollt. Sie lassen sich durch die Nacht rumpeln, bis der nächste Tag anbricht. Wer kann, schläft.

An der Endstation springt ein Hilfssheriff in den Bus, schwingt einen Schlagstock, schlägt, ein, zwei-, dreimal gegen die vordere Haltestange, Metall kracht auf Metall. „Aufwachen!“ Dann läuft er durch die Reihen, lässt seinen Knüppel gegen die Stangen springen, brüllt weiter: „Aufwachen! Aufwachen! Aufstehen! Los! Los! Steht endlich auf!“

Die Obdachlosen steigen aus, setzen sich draußen auf eine Bank und warten auf den nächsten Bus, der zurück nach Palo Alto fährt. So geht es, bis es hell wird über dem Tal der Träume und bis die ersten Shuttlebusse der IT-Firmen den

Weg des Hotels 22 kreuzen. Etwa zu dieser Zeit wacht an einem Donnerstagmorgen, eine Woche nachdem sie sich in die neue Liste für Sozialwohnungen eingetragen hat, LaConya Gilbert in der winzigen Wohnung ihrer Mutter auf. In dem Zimmerchen türmen sich meterhoch die Plastiktüten mit Klammotten, Papieren, Spielzeug. Es gibt kaum Platz zum Stehen, keinen Tisch, keinen Stuhl. Auf einer Matratze atmet ruhig und flach die schmale Jahari, daneben schnarcht im Takt ihr großer Bruder Da'ron.

LaConya Gilbert streift eine gute Bluse über, eine gute Hose, sie will ordentlich aussehen, wenn sie zur Kirche geht. Sie weckt die Kinder, Jahari zieht Rock und T-Shirt an. Zähne putzen, Packen, Bruder nerven. Dann, leise und unauffällig, raus aus der Wohnung. Nur nicht entdeckt werden. Vorbei an anonymen Zimmernummern zum Hinterausgang. Auf dem Parkplatz sucht LaConya Gilbert den blauen Honda ihrer Mutter – die schläft noch. Liegt auf dem zurückgeklappten Fahrersitz, erst vor zwei Stunden kam sie von ihrem Job bei der Sicherheitsfirma zurück. Gilbert klopft ans Fenster und steigt mit den Kindern ein.

In der All Saints Episcopal Church geht LaConya Gilbert direkt auf den Tisch mit der Warteliste zu. „Vielleicht gibt's ja was“, sagt ihre Mutter und schaut der Tochter hinterher. Natürlich keine Wohnung, wie sie sie früher hatten, mit drei Zim-

mern, Küche, Bad, klar, aber vielleicht ein Zimmer, in dem Jahari auch mal lärmern und man Da'ron einen Tisch für die Hausaufgaben aufstellen kann. Während die Mutter noch wagt zu träumen, kommt die Tochter zurück und schüttelt den Kopf. Die Wartezeit für Wohnungen: zwei bis fünf Jahre.

HINTER DER GESCHICHTE

Recherche:

Der Kontakt zu LaConya Gilbert entstand über die Organisation Downtown Streets Team, die in der All Saints Episcopal Church Essensmarken verteilt und die auch eine Warteliste für Wohnungen aufsetzte. Schwieriger war die Suche nach Gesprächspartnern bei IT-Firmen. Viele Anfragen blieben unbeantwortet.

Recherchebedingungen:

Unser Reporter übernachtete in einem Motel in Sunnyvale für 103 Euro pro Nacht.

Fotografie:

Die Bilder zu diesem Dossier machte – bis auf das vom Modell der Apple-Zentrale – Pulitzer-Preisträgerin Preston Gannaway.



Nicole Graaf

Jahrgang 1977

*Studium der Ethnologie,
Journalistik und Zentralasien-
wissenschaft*

Reportageschule Zeiteinspiegel

*Als Stipendiatin verschiedener
Stiftungen Auslandsaufenthalte in
China, Nepal, Indien, Mongolei*

*Seit 2007 Freie Journalistin mit
Schwerpunkt Auslandsbericht-
erstattung Asien (China, Nepal,
Indien, Mongolei)*

Der Beitrag ist
hier zu hören:



«Ausbeutung in Heimarbeit – Schuhproduktion in Indien»

Deutschlandfunk Kultur,
9. November 2016

■ *Begründung der Jury*

Die Jury hat sich entschlossen, den Willi-Bleicher-Preis für die Kategorie Hörfunk an Nicole Graaf zu vergeben. Ihr 20-minütiger Beitrag „Ausbeutung in Heimarbeit“ wurde am 9. November 2016 im Deutschlandfunk Kultur ausgestrahlt.

Wir erfahren, wie Näherinnen im südindischen Bundesstaat Tamil Nadu Schuhe produzieren. In Fabriken, vor allem aber in Heimarbeit. Mittler bringen ihnen Ladungen von Lederrohlingen – unter anderem für Herrenmokassins. Hausfrauen nähen sie per Hand zusammen. Pro Paar benötigen sie dafür 30 bis 45 Minuten. Das Zwischenprodukt wird von den Mittlern wieder abgeholt und in den Fabriken weiter verarbeitet. Die Näherinnen bekommen für ihre Heimarbeit knapp 14 Cent pro Paar. Bei zehn Paar pro Tag sind das etwa 1,34 Euro. Weit weniger als der vorgeschriebene Mindestlohn. Kontrolliert wird der hier aber nicht. Und menschenwürdig leben lässt sich davon auch nicht. Die Arbeitsbedingungen sind miserabel. Die

Näherinnen ruinieren ihre Gesundheit – vor allem die Hände, die Augen und den Rücken. Anders als in den Fabriken stehen ihnen keine Sozialleistungen zu.

Aber: Was hat das mit Deutschland zu tun? Außer, dass wir über diese Arbeitsbedingungen empört sein müssten? Sehr viel, wie wir aus dem Beitrag von Nicole Graaf erfahren. Schuhe, die in Indien in Heimarbeit genäht werden, landen auch in deutschen Regalen – zu Preisen zwischen 30 und 100 Euro das Paar. Schuhketten lassen sie in Indien produzieren. Sie verstecken sich oft hinter dem Verweis auf Zertifikate. Diese würden bestätigen,

dass die Schuhe menschwürdig produziert werden. Anderslautende Informationen von Nichtregierungsorganisationen passen da nicht ins Bild. Sie werden ignoriert.

Für die Jury steht außer Frage, dass Nicole Graaf einen sehr wichtigen und preiswürdigen Beitrag geliefert hat. Das ist kein schneller Bericht über Ereignisse, sondern ein gründlich recherchiertes, informativer und atmosphärisch dichter Beitrag, dem viele Hörer zu wünschen sind.

Herzlichen Glückwunsch zum Willi-Bleicher-Preis 2017.



Bilder: Nicole Graaf



Frido Essen

Jahrgang 1972

Arbeitet seit über 15 Jahren als Journalist für dokumentarische Kurz- und Langformate unter anderem für Radio Bremen, NDR, ARD-aktuell, Deutsche Welle und WDR. Er hat in verantwortlicher Position einen neuen TV-Bereich bei der Deutschen Welle in Bonn konzipiert und aufgebaut.

Er ist zertifizierter Medientrainer und gibt Seminare in Lateinamerika, Südostasien und Deutschland.



«(Alb-)Traumjob Pilot»

ARD, Die Story im Ersten
15. Mai 2017

■ **Begründung der Jury**

Die Jury hat sich entschlossen, den Willi-Bleicher-Preis für die Kategorie Fernsehen an Frido Essen zu vergeben. Sein 45-minütiger Beitrag „(Alb-)Traumjob Pilot“ wurde am 15. Mai 2017 in der Reihe „Die Story im Ersten“ in der ARD ausgestrahlt.

Pilot sein. Viele Länder der Welt sehen. Mit faszinierender Technik zu tun haben. Gut verdienen. Wenn es um schlechte Arbeitsbedingungen geht, denken wir dabei nicht an Piloten. Sie scheinen privilegiert zu sein. Wenn sie demonstrieren, quittiert die Öffentlichkeit das oft mit einem verständnislosen Kopfschütteln.

Doch was als Traumjob gilt, kann auch ein Alb-Traumjob sein. Diese überraschende Einsicht verdanken wir Frido Essen. In seiner bemerkenswerten Dokumentation beschreibt er Unglaubliches. Es beginnt mit der Ausbildung. Die ist teuer. Bis zur Fluglizenz muss der künftige Pilot mitunter

150.000 Euro investieren. Billiger geht es bei dubiosen Flugschulen: Dort sind aber die Standards deutlich niedriger, berichtet Frido Essen.

Nach erfolgter Ausbildung ist der Traumjob jedoch keineswegs sicher. Denn bei vielen Fluggesellschaften ist das Einstiegsgehalt niedrig. Und die angehenden Piloten müssen, um auf ihre Praxisstunden zu kommen, ein weiteres Mal zahlen. Dieses Mal an Airlines, von denen einige eine Gebühr für das Arbeiten im Cockpit verlangen. Das kann bis zu 50.000 Euro kosten. Hinzu kommen unter Umständen noch einmal bis zu 30.000 Euro für das Type Rating; dabei lernen die Piloten im Flugsimulator ihren Flugzeugtyp kennen. Das Resultat: Verschuldung und eine unsichere Zukunft. 1.000 arbeitslose Piloten gibt es in Deutschland. In Europa sind es etwa 7.000. Das drückt die Gehälter für Berufseinsteiger deutlich.



Filmszenen

Und auch die Arbeitsbedingungen sind dann für viele alles andere als rosig: teilweise unbezahlte Ruf-Bereitschaft, Übernachten auf dem Airport, Arbeitsüberlastung. Insider schildern Frido Essen, dass dies auch zu Lasten der Flugsicherheit geht. Vorschriften würden missachtet – aus Angst, den Job zu verlieren.

Für die Jury steht außer Frage, dass Frido Essen einen sehr wichtigen und preiswürdigen Beitrag geliefert hat. Hervorragend recherchiert, mit zahlreichen, auch überraschenden Fakten – und mit vielen Beispielen aus der Perspektive der betroffenen Beschäftigten. Vor allem aber richtet er den Blick auf ein Thema, das in der öffentlichen Wahrnehmung eine viel zu geringe Rolle spielt.

Herzlichen Glückwunsch zum Willi-Bleicher-Preis 2017.



Aus lizenzrechtlichen Gründen steht nur ein Ausschnitt des Films zur Verfügung. Diesen finden Sie auf:
www.willi-bleicher-preis.de > 2017 > Preisträger > Essen, Frido



Edgar Verheyen

Jahrgang 1956

Studium Rechts-, Politik- und Kommunikationswissenschaften in München

Ab 1981 Freier ARD-Hörfunk-Korrespondent mit Schwerpunkt Nord- und Ostafrika sowie Naher und Mittlerer Osten

1986 Wechsel zum SWF, später SWR, Reporter für politische TV-Magazine (u.a. „Zur Sache“, „Report Mainz“)

Filmemacher von zahlreichen Dokumentationen, Features und Reportagen für ARD und SWR u.a. zu den Themen Missstände in der Massentierhaltung und unsoziale Beschäftigungsverhältnisse in der Wirtschaft

Der Film ist hier zu sehen:



www.willi-bleicher-preis.de

«REWE & EDEKA. Gute Geschäfte – faire Löhne?»

SWR Betrifft
10. Mai 2017

■ Begründung der Jury

Die Jury hat sich entschlossen, den Willi-Bleicher-Preis für die Kategorie Fernsehen auch an Edgar Verheyen zu vergeben. Sein 45-minütiger Beitrag „REWE & EDEKA. Gute Geschäfte – faire Löhne?“ wurde am 10. Mai 2017 als SWR-Dokumentation „Betrifft“ ausgestrahlt.

Die Supermärkte von REWE und EDEKA sind sehr beliebt. Was allerdings die wenigsten Kunden wissen: viele dieser Geschäfte gehören nicht unmittelbar zu den Konzernen, sondern werden von selbstständigen Kaufleuten geführt. So sind 80 Prozent der Filialen von EDEKA mittlerweile inhabergeführt. Bei REWE 40 Prozent – Privatisierungstendenz steigend! Doch was heißt das für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter? Werden sie überall fair behandelt und bezahlt? Oder sind sie der Willkür des Markteigentümers ausgesetzt?

Edgar Verheyen hat in ganz Deutschland recherchiert und festgestellt, dass

Beschäftigte in konzerngeführten Filialen besser dran sind, denn hier gelten die Tarifverträge; der Tariflohn – nach Angaben von ver.di zwischen 15 und 17,50 Euro/Stunde – ist also garantiert. In eigentümergeführten Filialen dagegen entscheiden die selbstständigen Kaufleute, ob sie nach Tarif zahlen wollen. Oft genug tun sie es nicht, um ihre Gewinne zu steigern. Mitarbeiter, die im Film aus Angst um ihre Jobs nur anonym erzählen, arbeiten teils zum Mindestlohn von derzeit 8,84 Euro/Stunde. Unbezahlte Überstunden werden von ihnen erwartet, Urlaubstage willkürlich gestrichen.

Der Einzelhandel – so heißt es im Film – ist systematisch dabei, sich aus dem Flächentarifvertrag zu verabschieden. Einst galten Tarifverträge verbindlich für alle am Markt. Doch ausgerechnet unter Rot-Grün

wurde diese Allgemeinverbindlichkeit von Tarifverträgen aufgeweicht. Seitdem häufen sich Berichte über Missstände: Es scheint sich zu lohnen, Mitarbeiter schlechter zu bezahlen, weil man so einen Konkurrenzvorteil gegenüber Mitbewerbern hat, die sich an Tarifverträge halten.

Für die Jury steht außer Frage, dass Edgar Verheyen einen sehr wichtigen und preiswürdigen Beitrag geliefert hat. Er nimmt die Zuschauer mit auf seine Recherchereise. Er stellt sehr anschaulich dar, wie sich im Einzelhandel die Möglichkeit der Tariffucht entwickelt hat. Es wird deutlich, wie hilflos alle Beteiligten sind. Und wie untätig die Politik ist. Ein Film, der sehr nachdenklich macht und dem viele Zuschauer zu wünschen sind.

Herzlichen Glückwunsch zum Willi-Bleicher-Preis 2017.



Filmszenen



Bernd Kramer

Jahrgang 1984

*Studium Volkswirtschaftslehre,
Politikwissenschaften, Soziologie
in Köln*

*Journalistenschule für Politik und
Wirtschaft in Köln*

*Nach verschiedenen Stationen,
unter anderem als Redakteur bei
taz und Spiegel online jetzt freier
Journalist mit den Schwerpunkten
Bildung, Gesellschaft, Arbeit*



«Appschuften»

Fluter

28. Februar 2017

■ Begründung der Jury

Die Jury hat sich entschlossen, den Willi-Bleicher-Preis für die Kategorie Print an Bernd Kramer zu vergeben. Sein Artikel „Appschuften“ erschien am 28. Februar 2017 in Fluter – dem Jugendmagazin der Bundeszentrale für politische Bildung.

Wir erfahren von einer Schattenseite der digitalen Arbeitswelt, in der der Arbeitnehmer nicht Angestellter, sondern Auftragnehmer ist. Diese Tagelöhner der Zukunft schreiben Texte, testen Software oder – wie es Bernd Kramer im Selbstversuch auch getan hat – checken Baustellen und liefern Essen aus. Es sind Tätigkeiten, die Unternehmen nicht mehr von ihren eigenen Mitarbeitern erledigen lassen, sondern über Apps oder Internet-Plattformen wie „CrowdGuru“ oder „Clickworker“ anbieten. Der Auftragnehmer – auch „Crowdworker“ genannt – loggt sich von zu Hause aus auf der Internetseite ein, erledigt den Job und bekommt sein Geld per Mausclick.



Der IG Metall zufolge sind in Deutschland rund eine Million Menschen auf digitalen Plattformen aktiv; die allermeisten verdienen sich so nebenbei etwas dazu. Zugegeben, das klingt noch nicht dramatisch. Aber manchen wir uns nichts vor, die Plattformökonomie mit ihrem Modell des Auftragnehmers wird auch hierzulande wachsen. Sozial oder arbeitsrechtlich abgesichert allerdings sind „Crowdworker“ bis dato nicht. Offiziell gelten sie als Solo-Selbstständige. Das heißt: Kein Vertrag, kein Anspruch auf Mindestlohn, keine Lohnfortzahlung im Krankheitsfall, kein Urlaubsanspruch, kein Kündigungsschutz. Und in die staatliche Rentenversicherung zahlen sie auch nicht ein. Kurzum: „Crowdwork“ mag hierzulande noch in den Kinderschuhen stecken. Es hat aber das Potenzial, den Arbeitsmarkt gründlich durcheinanderzuwirbeln.

Für die Jury steht außer Frage, dass Bernd Kramer einen sehr wichtigen und

preiswürdigen Artikel geschrieben hat. Er hat sich selbst in die Welt der digitalen Tagelöhner begeben, er lässt uns teilhaben an seinen Erfahrungen, er hat gründlich recherchiert und reichert seinen Text mit vielen Informationen zur Branche an. Er hat sich eines Themas angenommen, das dringend auf die Tagesordnung gehört.

Herzlichen Glückwunsch zum Willi-Bleicher-Preis 2017.

Appschuften

Fluter,
28. Februar 2017



Die sogenannte Gig-Economy verspricht flexible Arbeit – etwa für Reinigungskräfte, Lieferboten und Texter. Die Jobs sind schnell übers Smartphone gefunden. Aber auch unsicher und schlecht bezahlt, wie unser Autor feststellen musste.

Mein erster Auftrag als Tagelöhner der Zukunft, wie manche es nennen würden, führt mich in die Welt der oberen Zehntausend. Ich soll Produktkategorien für einen Internet-Marktplatz beschreiben, eine Art Ebay der Reichen und Vermögenden. Dort wechseln „Luxusgü-

ter der Superlative“ den Besitzer. Teure Autos, Privatjets, schicke Apartments an der Côte d’Azur oder Yachten im Hafen von Saint Tropez, die „in diesem Job mit einem Y und nicht wie von Duden empfohlen mit einem J“ geschrieben werden sollen. Stilvorgabe: „formell-werbend“. So steht es in der Auftragsbeschreibung, dem Briefing, das ich erhalten habe. Denn das Verfassen der Texte hat das Luxus-Shoppingportal ausgelagert. An Clickarbeiter, die verstreut in der Republik, vielleicht sogar welt-

weit vor ihren Rechnern sitzen, und die Wörter runterkloppen. So wie ich nun auch.

Die Gig-Economy vermittelt flexible Kleinstjobs...

Ich habe mich bei CrowdGuru registriert, einer der vielen Internetbörsen, die neuerdings Kleinstjobs für jedermann vermitteln. Es ist nur ein Beispiel für die sogenannte Gig-Economy: Arbeitskräfte sind nicht mehr bei einem Unternehmen fest angestellt, sondern haben bei wechselnden Auftraggebern ihre „Gigs“, so wie Stars für Auftritte gebucht werden. Nur eben ohne Ruhm und für eine Gage, die oft nicht mal einen abgehalfterten Castingshow-Teilnehmer auf die Bühne locken würde. Manche sprechen stattdessen auch von der On-Demand-Economy – weil Arbeitskräfte keine langfristigen Verträge haben, sondern auf Abruf einbestellt werden. Oder von der Plattform-Ökonomie, weil das Abrufen so bequem und einfach geworden ist. Auf Internetplattformen stehen Tausende, Abertausende, Millionen Arbeitswillige jederzeit und für fast jede Tätigkeit bereit. Das US-amerikanische Unternehmen Uber etwa vermittelt nach dem Gig-Prinzip Autofahrten, Airbnb Zimmer für Touristen. Eine aktuelle Studie des bekannten Thinktanks „The Brookings Institution“ in Washington deutet an, wie stark allein diese beiden besonders prominenten Plattformen die Wirtschaft bereits umwälzen: Seit ihrem Start

Mechanical Turk

Gegründet 2005, USA

Amazons Dienst „Mechanical Turk“ ist so etwas wie die Mutter aller Crowdworking-Dienste – also jener Plattformen, die Kleinstjobs vermitteln, die man am heimischen Rechner erledigen kann: Bilder verschlagworten, Produkttexte schreiben, Telefonnummern recherchieren, Übersetzungen. Vergleichbare Plattformen in Deutschland sind CrowdGuru, Clickworker oder das sich speziell an Studenten richtende Portal Mylittlejob.

Der Computerwissenschaftler Jaron Lanier kritisiert, die Optik und Technik von Crowd-Diensten wie „Mechanical Turk“ wiege Auftraggeber in der Illusion, sie ließen die Arbeit vollautomatisch von Algorithmen erledigen – die Menschen dahinter wirkten wie Softwarekomponenten, nicht wie Arbeiter, die man ordentlich bezahlen müsse. Tatsächlich lehnt sich der Unternehmensname genau an dieses Bild an: „Mechanical Turk“ bezeichnet einen vermeintlichen Schachroboter aus dem 18. Jahrhundert: In Wirklichkeit steckte aber ein menschlicher Spieler in der Konstruktion des „Schachtürken“ und steuerte die Figuren über einen Mechanismus.

Amazon hat seinen Dienst gestartet, um Dienste erledigen zu lassen, für die Software heute noch zu schwach ist – so wie einst fürs Schachspielen.

Ist die Zahl der nach Auftrag bezahlten Arbeitskräfte in den jeweiligen Branchen stark gewachsen. In der Zimmervermietung stieg sie seit 2010 um 17 Prozent, während die Zahl der klassischen Hotel- oder Hostel-Angestellten nur um 7 Prozent stieg. Im Transportbereich wuchs die Zahl der freien Fahrer um 69 Prozent, die der Angestellten dagegen nur um 17 Prozent. Für Deutschland hat eine Gewerkschaftsuntersuchung kürzlich ermittelt, dass 1,2 Millionen Menschen mindestens die Hälfte – aber weniger als 100 Prozent – ihres Einkommens in der Plattform-Wirtschaft erzielen, 150.000 Menschen bestreiten ihren kompletten Verdienst mit Gig-Arbeit. Es könnten schnell mehr werden, vor allem in Krisenzeiten, meint Nadine Müller, die das Thema bei der Dienstleistungsgewerkschaft Verdi betreut. „Und dann hätten wir das Problem der Zunahme prekärer Arbeitsbedingungen“, sorgt sie sich.

...bei denen es allerdings meist auch nur Kleinstgehälter zu verdienen gibt

Ist das so? Steht die Gig-Wirtschaft für Ausbeutung, schlechte Bezahlung und neue Unsicherheiten? Oder wie die Plattformbetreiber behaupten: für Chancen und mehr Selbstbestimmung darüber, wann, wie und für wen wir arbeiten? Ich will es ausprobieren. Also jobbe ich von unterwegs per App, bewerbe mich als Fahrer bei einem Lieferservice – und erledige Aufträge im Heer anonymen Internettexter.

Job Nummer eins – Produkte bejubeln – bringt selbst Autoren ins Schwitzen

Für den Luxusshop soll ich über Fliegeruhren schreiben. Ich trage keine Armbanduhr mehr, seit die letzte, die es als Geschenk zu einem Zeitungsabo dazugab, stehen geblieben ist und in der Schublade verschwand. Was genau sind Fliegeruhren? Wikipedia hilft mir. Kurz gesagt: Es handelt sich um Armbanduhr, die ein wenig wie die Armaturen in einem Flugzeugcockpit aussehen. Ich tippe in die Textmaske von CrowdGuru: „Fliegeruhren sind Luxusuhren der besonderen Klasse.“ Ein guter Anfang, finde ich, und schwurble munter weiter, bis mir die Puste ausgeht. Aber da habe ich gerade einmal 41 Wörter zusammen. Laut Auftrag fehlen mir noch 259 Wörter. Ich wechsele in meinem Browser hin und her, von Wikipedia zu CrowdGuru und wieder zurück, und schlepe mich so ins Ziel. Letzter Klick, abgeben. Aber sofort plopt eine Meldung auf: Ich hätte die Schlagwörter nicht wie gewünscht eingebaut. „Fliegeruhr“ dürfe im Text nur dreimal vorkommen. Aktuell steht der Zähler bei acht. Ich formuliere mühselig um: edler Zeitanzeiger im Technik-Chic, der exklusive Schmuck am Handgelenk des mondänen Herrn. Das Gefrickel am Lob auf die Fliegeruhr hat mich eine Stunde gekostet. Auf meinem Konto steht: „Verdienst: 5 Euro.“

Immerhin: An den Job bin ich ziemlich leicht herangekommen. Ich

musste nicht umziehen. Ich musste nicht einmal meine Wohnung verlassen. Keine Akquise betreiben, mich nicht in stressigen Bewerbungsverfahren grillen lassen. Es reichte, sich in einem Multiple-Choice-Test mit Fragen zur Rechtschreibung zu „gurufizieren“, wie es hier so lässig heißt. Für Experten wie den Wirtschaftsinformatik-Professor Jan Marco Leimeister von der Uni Kassel liegt in der schnellen Verfügbarkeit die große Chance der neuen Arbeit: Sie fügt sich ideal in die Lücken, die sich in modernen Erwerbsbiografien auftun. Arbeitsverträge sind immer häufiger befristet, vor allem für junge Berufseinsteiger – mit unkomplizierten Crowd-Aufträgen lässt sich die Zeit zwischen den Anstellungen überbrücken. Immer mehr Menschen arbeiten in Teilzeit – mit kleinen Digitaljobs können sie ihr Gehalt aufstocken. Aber könnte man wirklich davon leben?

Job Nummer zwei – eine Baustelle kontrollieren – wirft drängende Fragen auf

Meinen nächsten Arbeitgeber lade ich mir aufs Handy. Er heißt „App-Jobber“ und will mich zu Mikroaufgaben lotsen, die ich wie nebenbei in meiner Nachbarschaft erledigen kann. Oder wo auch immer ich gerade unterwegs bin. Zum Beispiel Preise im nächsten Supermarkt kontrollieren, während man sowieso gerade einkauft. Oder eben schnell überprüfen, ob ein Werbeplakat hängt, während man mit

vollgepackten Taschen nach Hause tritt. „Jobben war noch nie so einfach“, verspricht die App. Es war aber auch selten so wunderbarlich.



Der Gig in der Nachbarschaft fühlt sich ein bisschen nach digitaler Schnitzeljagd à la Pokémon an. Wäre da nicht die Warnung vor illegalen Geschäften (Foto: Michael Kohls)

In den Nutzungsbedingungen, die sich beim ersten Start öffnen, stehen Sätze, die mich stutzig machen. „Bringe dich zur Erledigung eines Jobs niemals in Gefahr“, warnt „AppJobber“ mich. Oder: „Führe niemals illegale Tätigkeiten aus, auch wenn die Jobbeschreibung das verlangen sollte.“ Sollte nicht mein neuer Arbeitgeber dafür garantieren, dass alles halbwegs sicher und mit rechten Dingen zugeht?

Ich tippe auf einen der grünen Marker in der Umgebungskarte. Ein sogenannter Baustellen-Check wird verlangt, in 642 Meter Entfernung, die Straße ist aufgeführt, Hausnummer 200. Doch an der angegebenen Adresse finde ich nichts, was nur ansatzweise wie eine Baustelle aussieht. Keinen Betonmischer, kein Baugerüst. Nur ein allem Anschein nach unsaniertes Gebäu-

de mit einem italienischen Restaurant im Erdgeschoss. Bin ich schon wieder arbeitslos, ehe ich meinen Dienst richtig angetreten habe? „Baustelle befindet sich nicht immer genau bei dem Marker“, klärt mich die App auf. „Im Zweifel die Straße komplett ablaufen.“

Ich finde dann tatsächlich eine Baustelle, 50 Meter weiter, auf der gegenüberliegenden Straßenseite, eine weite Fläche hinter einem hohen Zaun, ein Bagger, ein Erdaushub, ein grauer Bürocontainer, ein paar verstreute Arbeiter in leuchtend gelben Westen. „Neubau eines Wohn- und Geschäftshauses (53 WE) mit Tiefgarage“ steht in der Aufgabenbeschreibung der App. Auf dem Schild steht dagegen: „Raum für Familien, 31 Wohnungen“. Von einer Tiefgarage ist nirgends die Rede. Ist das die Baustelle, die ich suche?

Ich tue einfach mal so und fotografiere. Die App will, dass ich den Punkt in der Satellitenaufnahme so verschiebe, dass sie metergenau meinem Standort entspricht. Ich soll den Pfeil antippen, der die Blickrichtung angibt, aus der heraus ich mein Foto gemacht habe. Ich soll zwei weitere Bilder aus anderen Perspektiven aufnehmen. Die App bittet mich um die Angabe der korrigierten Adresse. Woher weiß ich, welche Hausnummer ein Haus trägt, das es noch nicht gibt? Am Gebäude rechts steht 185, neben der Tür am Haus links die Nummer 169. Ich tippe: 172. Die App fragt mich, wie der Architekt heißt.

Und außerdem fragt sie mich: „Wie lautet der Name/Firma des Bauherrn/Investors?“

Und ich frage mich: Wer will diese Dinge eigentlich so genau wissen? Lässt hier ein dubioser Konkurrent anonym spionieren? Will ein Spekulant mit den Informationen die Wohnungspreise in die Höhe treiben? Plant irgendwer eine nächst-



Als digitaler Tagelöhner kommt man mitunter ganz schön rum: Hier fotografiert unser Autor eine Baustelle. Warum und für wen – weiß er nicht so genau (Foto: Michael Kohls)

liche Sabotageaktion und braucht dafür ein paar frische Angaben vom Ort? Was mache ich hier eigentlich?

Und vor allem frage ich mich: Ist das, was ich hier mache, wirklich Arbeit? Was sind die Kriterien, nach denen sich entscheidet, für welche Tätigkeit die Regeln der Arbeitswelt wie Kündigungsschutz, Krankenversicherung oder Lohnuntergrenzen gelten sollten – und was vielleicht einfach nur eine Art Freizeitgestaltung mit Aufwandsentschädigung ist?

Die Frage stellt sich an vielen Stellen der Gig-Wirtschaft, vor allem

da, wo das Teilen ökonomisiert wird. Wenn Privatleute über Airbnb ihr Zimmer Touristen überlassen, sind sie dann einfach nur eine etwas formellere Weiterentwicklung der Couchsurfer, die den Backpackern ihr Sofa gegen eine Flasche Wein überließe? Oder schon kleine Hoteliers mit allen Rechten und Pflichten? Ist Uber bloß so etwas wie eine neue Mitfahrbörse oder schon ein internationales Taxiunternehmen?

Ab wann kann man eine Tätigkeit als Arbeit bezeichnen...

Das Baustellenfotografieren fühlt sich für mich jedenfalls eher an wie eine Schnitzeljagd, bei der es etwas zu gewinnen gibt. Wie „Pokémon Go“ mit Taschengeld, weil zufällig irgendjemand von meinem Hobby profitieren kann. Später fällt mir auf: AppJobber spricht nicht von Honorar, sondern nur von einer „Belohnung“. Für diese Baustelle: ein Euro. Für Angestellte gibt es in Deutschland seit 2015 einen gesetzlichen Mindestlohn, aktuell liegt er bei 8,84 Euro in der Stunde. Niemand sollte weniger bekommen. Aber für Gig-Arbeiter ohne festen Arbeitsvertrag gilt die Regelung nicht. Eine Sprecherin von AppJobber erklärt mir, die Bezahlung sei „immer angemessen im Verhältnis zum Aufwand“. Und rechnet vor: Die Ein-Euro-Jobs würden ja nur maximal fünf Minuten dauern, was auf die Stunde hochgerechnet immerhin einem Honorar von 12 Euro entspreche. Mag hinkommen. Wenn

man nicht gerade lange nach der Baustelle suchen muss.

...und welche Regeln sollten für sie gelten?

Auf der Internetseite von CrowdGuru heißt es, die Mitarbeiter würden bei jedem Job zunächst intern testen, wie lange die Bearbeitung dauert. Danach richte sich das festgesetzte Honorar. Aber mit welchem Stundenlohn kalkuliert das Unternehmen? Als ich CrowdGuru-Geschäftsführer Hans Speidel später von meinen mickrigen 5 Euro Verdienst fürs Anpreisen der Fliegeruhr berichte, schiebt er es auf mangelnde Übung. „Wie bei jeder Arbeit benötigt es eine gewisse Einarbeitungszeit, nicht immer geht es auf Anhieb leicht von der Hand“, sagt er. Bei „durchschnittlicher Ar-



Laptop auf, bevor der Morgen graut: „Wenn man die guten Jobs will, muss man schnell sein“, sagt Diana Rönisch, die von den Kleinstjobs lebt (Foto: Michael Kohls)

beitsgeschwindigkeit“ könne das Honorar allerdings „deutlich über Mindestlohn liegen“. Konkreter wird er nicht.

Gewerkschaften sind skeptisch: „Bei den Mini-Aufträgen – auch Clickworking genannt – sind die Stundenlöhne auf keinen Fall ausreichend“, meint Expertin Nadine Müller von Verdi. „Es ist schwierig, auf ein Einkommen zu kommen, das über dem Mindestlohn liegt.“

Für viele sind „Gigs“ nur Gelegenheits- oder Nebenjobs

Der Forscher Jan Marco Leimeister hat vor einigen Monaten eine der ersten Untersuchungen in Deutschland über die Menschen gemacht, die auf Kleinjob-Portalen wie CrowdGuru arbeiten. Wirklich repräsentativ ist sie wohl nicht, aber dennoch aufschlussreich: Von 248 befragten Crowdworkern kommt die Hälfte mit ihrer Tätigkeit auf einen Nettoverdienst von 200 Euro im Monat. 78,8 Prozent der Befragten gaben an, dass der Job für sie nur eine Nebentätigkeit ist; ihr Haupteinkommen erwirtschaften sie anderswo. Damit können auch die Gig-Firmen argumentieren: Ihre Jobs seien nicht dafür gedacht, von ihnen zu leben. Wer es trotzdem versucht, ist eben selbst schuld. Diana Rönisch, 38 Jahre, versucht, aus der Not heraus, genau das.

Ursprünglich hat sie als Fleisचे-reifachverkäuferin gearbeitet, sie habe den Beruf gerne gemacht, sagt sie, die Lehre damals sogar als Bezirksbeste abgeschlossen. Aber dann wurde sie schwanger, und als sie anschließend an ihren Arbeitsplatz zurückkehren wollte, ging es dem Betrieb wirtschaftlich

schlecht. Sie verlor ihren Job. Rönisch lebt in Waldheim, eine Stadt in Mittelsachsen mit gerade einmal 9.000 Einwohnern. Mit zwei kleinen Kindern hätte sie nur eine Halbtagsstelle machen können, aber die war schwer zu finden in dem kleinen Ort. Ein Auto, um in einer anderen Gemeinde zu arbeiten, hätte sie sich erst kaufen müssen, was wiederum zu teuer bei einem Teilzeitgehalt gewesen wäre. Das Arbeitsamt war ratlos. Schwer vermittelbar, attestierte ihr Sachbearbeiter.

„Da habe ich angefangen, im Internet nach Jobs zu suchen, die man von zu Hause aus erledigen kann“, sagt sie. Erst sah sie sich Werbeclips an, für ein paar Cent, dann begann sie auf Crowdworking-Plattformen Texte zu verfassen, so wie ich nun. Geschrieben hat sie schon immer gern. Warum also nicht?

Diana Rönischs Arbeitstag beginnt um sechs Uhr morgens, dann schaltet sie ihren Computer ein und schaut, welche neuen Jobs auf den Portalen angeboten werden. Ausschlafen würde kosten: „Wenn man die guten Jobs will, muss man schnell sein“, sagt sie. Sonst haben andere sie.

...wer von den Kleinstjobs leben will, muss sich nicht nur richtig ins Zeug legen, sondern auch sehr stressresistent sein

Wenn es gut läuft, kommt Diana Rönisch so auf 800 Euro im Monat. Wenn es nicht so gut läuft, sind es auch mal nur 300 Euro. „Immerhin

liege ich niemandem auf der Tasche“, sagt sie.

Dafür hängt sie umso mehr von den Kleinstjobportalen ab. Das zeigt der Blick auf einen Auszug ihres Benutzerkontos: „0,00 EUR“ steht da hinter einer ganzen Reihe von Aufgaben. „Es kommt immer wieder vor, dass die Plattformen Aufträge ablehnen, manchmal ziemlich willkürlich“, sagt Rönisch. „Dann hat man umsonst gearbeitet und muss das hinnehmen.“



Laptop auf, bevor der Morgen graut: „Wenn man die guten Jobs will, muss man schnell sein“, sagt Diana Rönisch, die von den Kleinstjobs lebt (Foto: Michael Kohls)

Die Macht der Portale lerne auch ich ziemlich schnell kennen.

Ich habe mich entschieden, dass mir meine Arbeit endlich etwas mehr einbringen soll als ein Honorar unter dem Mindestlohn. In der Liste bei CrowdGuru finde ich den folgenden Auftrag: „Unternehmenstexte, ca. 1200 Wörter, 19 Euro“. Klingt gut.

Die Autovermietung Sixt wünscht kleine Artikel über Städte: Sehenswürdigkeiten, Verkehrsinfo, der Service in den Sixt-Filialen. „Sixt

hat sich die Mühe gemacht und ein sehr ausführliches Briefing verfasst“, schreibt CrowdGuru.

Für seine Leistung bei Job Nummer drei – über Rostock schwärmen – kassiert unser Autor eine Schelte...

Ausführlich ist eine Untertreibung. Die Wunschliste hat eine epische Länge. Man dürfe keine Konkurrenzfirmen nennen, steht darin. Es dürften aus technischen Gründen keine Ausrufezeichen, Doppelpunkte, Anführungszeichen vorkommen. Der Zusatzservice soll

Airbnb

Gegründet 2008, USA

Airbnb vermittelt gegen Provision Privatunterkünfte – so die Idee.

Inzwischen aber müssen die Reisenden längst nicht mehr auf Luftmatratzen nächtigen, wie es der Firmenname nahelegt. In beliebten Vierteln

sollen im großen Stil Wohnungen zu

Touristenherbergen verwandelt worden

sein – so sehr, dass manch eine Stadt rabiat eingriff. In Berlin etwa ist es seit

Mai 2014 untersagt, ganze Wohnungen

ohne behördliche Genehmigung an

Feriengäste zu vermieten. Nutzer müssen

sich bei Airbnb verifizieren, zum Beispiel

mit ihrer E-Mail-Adresse oder ihrem

Facebook-Profil. Hat man bei dem sozialen

Netzwerk zu wenig Freunde, kann es

Berichten zufolge schon mal vorkommen,

dass Airbnb um ein Video bittet, mit dem

es die Identität eines Nutzers prüft.

nicht so benannt werden, wie es jeder normale Mensch im Alltag täte, sondern so, dass kein potenzieller Kunde abgeschreckt wird: „NIEMALS von ‚Versicherung‘ sprechen, NUR von Schutz, also zum Beispiel: bei Sixt können Sie einen Vollkaskoschutz in Anspruch nehmen.“ Ich brauche allein eine knappe Viertelstunde, um die Anforderungen zu studieren und so gut wie möglich zu verinnerlichen. Die Stadt, über die ich schreiben soll, heißt Rostock. Bestimmt ist es schön dort, aber ich verbinde mit Rostock so viel persönliche Erfahrung wie mit Fliegeruhren. Zum Glück helfen die Internetseiten des Fremdenverkehrsamtes. Ich versuche mit so großer Begeisterung zu schreiben, als wäre ich ein pensionierter Heimatkundelehrer, der jeden Sonntag mit hochgehaltenem Regenschirm Reisegruppen zu den Sehenswürdigkeiten lotst. Aber ich merke sehr bald: So schnell sind die versprochenen 19 Euro bei einer Bezahlung von 1,5 Cent pro Wort keineswegs beisammen. Nach 101 Wörtern steht die Anzeige bei 1,52 Euro. Nach einer Stunde bei 5,83 Euro. Nach zwei Stunden bei 12,81 Euro. Mein Stundenlohn liegt jetzt also 2,44 Euro unter dem Mindestlohn. Diese Arbeit fühlt sich so mühselig an, als wollte man es zur Million bringen, indem man kleine Münzen in ein Sparschwein wirft. Wenig später schickt CrowdGuru mir eine Mail: „Der Text war zu fehlerhaft, ich muss ihn daher leider ablehnen. Bitte orientiere dich am

Briefing.“ Was ich ja versucht habe, aber bei all den verbotenen Satzzeichen und verlangten Beschönigungsformeln ist es eben schwer, den Überblick zu behalten. Ich ärgere mich – und logge mich schnell ein. Die 12,81 Euro sind zwar noch auf meinem Konto. Immerhin. Im Hilfebereich ist aber zu lesen, dass Mails wie diese mir auf Dauer gefährlich werden können: Wenn ich mich nicht verbessere oder wiederholt das Briefing missachten sollte, kann ich gesperrt werden.

...und merkt bald: er ist nicht der Einzige

Im Forum von CrowdGuru finde ich einen Beitrag von „Emm“, gepostet am 31.01.2014, 11.15 Uhr. „Ich bin hier seit wahrscheinlich 1 ½ Jahren angemeldet und arbeite seit einem guten halben Jahr wirklich intensiv an Jobs“, berichtet „Emm“. Dann sei er (oder sie) „ohne Verwarnung für alle Textjobs gesperrt“ worden. „Ich bin Freiberufler und verdiente hier quasi meine wirklich wenigen Brötchen. Nach so langer Zeit und reichlich geschriebenen Texten hofft man ja auch, dass man nicht einfach mal fristlos vor die Tür gesetzt wird.“ Die Sache gehe „Emm“ sehr nahe: „Guru hat doch eine gewisse Verantwortung als Arbeitgeber.“

Hat es?

Viele der Unternehmen in der Plattform-Ökonomie schreiben in ihren Geschäftsbedingungen, dass sie sich nur als eine Art moderner Ar-

beitsvermittler verstehen, als Technologiefirma mit einem mehr oder weniger ausgefeilten Zuteilungsmechanismus, der Angebot und Nachfrage zusammenbringt – aber darüber hinaus nichts garantiert und für nichts haftet. Das Unternehmen AppJobber, für das ich die Baustelle fotografiert habe, stellt in seinen Geschäftsbedingungen klar, dass es die Job-Inserate selbst nicht prüft. „Das Verhältnis zwischen Auftragnehmer und Plattformbetreiber begründet keine Partnerschaft, keine Organisation, kein Gemeinschaftsunternehmen oder kein Angestelltenverhältnis“, ist dort außerdem zu lesen. „Die Leistungen des Auftragnehmers erfolgen ausschließlich zur Erbringung der definierten Aufgabe in alleiniger Verantwortung.“ Bei CrowdGuru heißt es gleich in der Begrüßungsnachricht: „Alle Gurus arbeiten auf selbständiger Basis, es gibt keine Anstellung bei CrowdGuru.“

Wenn von Selbstständigen die Rede ist, denkt man als Erstes an Menschen, die Unternehmen führen und selbst Mitarbeiter beschäftigen. Sie galten lange als die Starken in der Wirtschaft, von denen andere abhängig sind und die deswegen selbst nicht so sehr geschützt werden müssen. Aber inzwischen sind die Selbstständigen längst nicht mehr nur gutverdienende Firmenpatriarchen mit Zigarre im Mund. 3,7 Millionen Menschen waren 2015 selbstständig, rund zehn Prozent aller Beschäftigten in Deutschland. Darunter fal-

Helping

Gegründet 2014, Deutschland

Das Berliner Start-up Helping vermittelt selbstständige Putzkräfte. Pro Stunde verdienen sie nach Angaben des Unternehmens ab 12,90 Euro, müssen davon aber noch eine Betriebshaftpflichtversicherung, Steuern und Kranken- sowie Pflegeversicherung zahlen.

Damit landen sie mitunter bei einem Lohn, der unter dem von festangestellten Gebäudereinigern liegt. Kunden beschwerten sich, dass sie immer wieder versetzt wurden. Mitbewerber Book A Tiger (BAT Household Services GmbH), ebenfalls aus Berlin, änderte daher seine Strategie und stellt die Reinigungskräfte seit kurzem fest an. Bei Helping sollen Ratings das Problem lösen: Wer nie zum Putzen kommt, riskiert eine schlechte Kundenbewertung und damit sein Geschäft. Auch Helping-Mitgründer Benedikt Franke lässt seine Wohnung von einer Helping-Putzkraft reinigen.

len fast zwei Millionen Solo-Selbstständige, also Unternehmer, die ihr einziger Angestellter bleiben und nicht unbedingt viel verdienen.

Bei Festangestellten muss der Arbeitgeber die Kranken-, Pflege-, Arbeitslosen- und Rentenversicherung mitfinanzieren. Lässt eine Firma Aufträge von Selbstständigen erledigen, statt dafür Mitarbeiter einzustellen, spart sie sich

die Sozialversicherungskosten. Und die schlecht verdienenden Ein-Mann-Unternehmer sparen sie sich mitunter, wo es möglich ist auch, notgedrungen. Bei der Rente (für die es anders als bei der Kranken- und Pflegeversicherung für Selbstständige vieler Berufsgruppen keine Versicherungspflicht gibt) zahlt laut der Untersuchung von Jan Marco Leimeister rund die Hälfte der Solo-Selbstständigen Crowdworker nicht in eine staatliche oder private Versicherung ein.

Die Gig-Wirtschaft verwandelt auch Leute zu Quasi-Unternehmern, die man bisher nie dort verorten würde. Zum Beispiel Reinigungskräfte, die als Selbstständige über Plattformen wie Helpling gebucht werden. Oder Essenskurierere, die nicht mehr bei einer Pizzeria angestellt sind, sondern mit Gewerbeschein für verschiedene Restaurants Lieferungen ausfahren, koordiniert über eine Bestell-App.

Für so einen Job habe ich mich ebenfalls beworben, und zwar beim britischen Lieferdienst-Start-up Deliveroo, das gerade auf den deutschen Markt drängt. Mein vierter Versuch als Gig-Jobber. „Wir freuen uns, dass du Teil unserer Rider Community werden möchtest“, steht in der Einladung zur Probefahrt, die ich in meinem Posteingang finde. „Beweise unseren besten Kurieren, wie motiviert und geeignet du bist.“ Dann dürfe ich mich auf „flexible Arbeitszeiten“ freuen, „viel Solidarität“ und vor allem: „bezahlten Sport“.

Bei Job Nummer vier – Essen ausliefern – gibt es ein paar Euro mehr zu verdienen...

Ein Bürogebäude in der Hamburger Innenstadt, alles wirkt noch sehr unfertig und vorläufig. Deliveroo selbst steht nicht auf dem Klingelschild, ein Zettel an der Tür sagt: vierter Stock. Die Mitarbeiterin setzt mich in die Sofa-Ecke eines Großraumbüros, wo ich auf Lukas, den Fahrer, warten soll. Lukas ist ein großer, dünner Mann in meinem Alter, mit Radler-Leggings und einer kurzen Hose darüber, etwas luftig für die Temperaturen draußen. Er zeigt auf mich, ich nicke. Keine Befragung, keine stressige Motivationsprüfung, Lukas setzt sich und legt sein iPhone auf das Tischchen. „Also erst mal zur App.“ Hier sei zum Beispiel die Chatfunktion, um die Zentrale zu erreichen. „Falls mal ein Kunde unhappy ist.“ Die Kunden können übrigens, während sie auf ihr Essen warten, in Echtzeit verfolgen, wo die Fahrer gerade entlan-



Je mehr Deliveroo-Bestellungen ein Fahrer ausliefert, desto höher sein Stundenlohn. Die beliebtesten Schichten bei den Radlern: Freitag- und Samstagabend (Foto: Michael Kohls)

gradeln – Deliveroo natürlich auch. „Totale Überwachung“, sagt Lukas. Und lächelt abgeklärt. Alles Ironie. Oder auch nicht. Wir warten. Dann vibriert sein Handy. Die nächste Bestellung. Die Karte zeigt den Weg zum Restaurant. „Wollen wir?“

Ich habe Mühe, auf meinem ungeölkten Damenrad mit der im dritten Gang eingerosteten Schaltung hinterherzuwackeln, verwinkelte Innenstadt, enge Straßen, Fußgänger überall, wieder eine rote Ampel. Lukas fährt drüber. Mir fällt ein, dass er eben auf dem Sofa etwas über rote Ampeln gesagt hat. Dass man sie ignorieren sollte. Oder dass man gerade das nicht tun dürfe. Ich weiß es nicht mehr.

Als Lukas die Lieferung in der Styroporkiste vorn auf seinem Sportfahrrad verstaut hat, wischt er einen türkisfarbenen Knopf in der App. Auf der Karte erscheint der Weg zum Kunden. Ein idiotensicherer Job sei das, sagt er. Aber – ehrlich – auch ein ziemlich öder.

Man ist bei Deliveroo nicht unbedingt gezwungen, als Selbstständiger zu arbeiten. Man kann auch einen Vertrag als Midijobber unterschreiben mit festem Stundenlohn. Die Entscheidung hängt davon ab, wie man persönlich kalkuliert. Als Selbstständiger, hatte mir die Frau von Deliveroo am Telefon erklärt, bekomme man 5 Euro pro Lieferung, plus Trinkgeld. Pro Stunde könne man zwei bis drei Lieferungen schaffen und auf die Art natürlich mehr verdienen als mit Ver-

Uber

Gegründet 2009, USA

Uber bringt Fahrgäste und Fahrer über eine Smartphone-App zusammen – und bewegt sich irgendwo zwischen Mitfahrentrale und Taxiunternehmen. Genau darin liegt zumindest in Deutschland das Problem: Privatfahrer dürfen hierzulande bezahlende Mitfahrer nur gegen eine Spritumlage mitnehmen, woran die Vermittlungsplattform wiederum nicht verdienen kann. Wer Fahrgäste für Geld kutschert, braucht einen Personenbeförderungsschein. Das Landgericht Frankfurt am Main hat Uber die Privatfahrervermittlung zunächst in einem Urteil im März 2015 und das OLG Frankfurt dann in einem Berufungsurteil im Juni 2016 untersagt – zumindest für jene, die nicht über eine Erlaubnis nach dem Personenbeförderungsgesetz verfügen. Der Entscheidung vorangegangen waren Proteste von Taxiunternehmen, die sich durch die neue Konkurrenz bedroht sahen. In Großbritannien hat ein Arbeitsgericht im Oktober entschieden, dass Uber seine Fahrer nicht wie selbstständige Unternehmer behandeln darf. Uber vermittelt aber nicht nur Autofahrten, sondern sammelt auch fleißig Daten. So hat das Unternehmen zum Beispiel ausgewertet, wie häufig Kunden nachts Hin- und bei Tagesanbruch Rückfahrten buchten – und daraus geschlossen, in welchen US-Städten es besonders viele One- Night-Stands gibt. An der Spitze steht angeblich Boston.

trag, vor allem am Wochenende, freitagabends, samstagabends. Es sind die Schichten, um die sich die selbstständigen Fahrer allerdings auch alle reißen.

...wenn man viele Aufträge bekommt, starke Waden besitzt und rote Ampeln ignoriert

Nach der Probefahrt bin ich skeptisch. Drei Lieferungen pro Stunde? Machbar, vielleicht. Wenn wirklich so viele Aufträge über die App reinkommen, was niemand garantiert. Wenn man strampelt wie ein Hamster bei der Laufradolympiade. Wenn man rote Ampeln eher als unverbindliche Empfehlung begreift.

In London ist im vergangenen August etwas Unerwartetes geschehen, als Deliveroo Hunderten Fahrern per Mail ein neues Bezahlmodell ankündigte, bei dem sie statt nach einem fixen Stundenlohn stärker pro Lieferung entlohnt werden sollten: Die Fahrer begannen zu streiken.

Sie organisierten einen Korso durch die Stadt, Roller hinter Roller, Fahrrad hinter Fahrrad, bis an die Firmenzentrale, wo sie einen Manager heraushupen. Man wolle mit jedem Einzelnen reden, der unzufrieden sei, versuchte der zu beschwichtigen. Die Menge brüllte ihn nieder. „No, no, no.“

Da wundert es nicht: Unter den „Gig-Arbeitern“ formiert sich erster Protest

Wir wollen alle das gleiche, sagte einer der Fahrer. Einen Stundenlohn von 8 Pfund. Am Ende verzich-

tete Deliveroo auf das neue Bezahlmodell. Obwohl es doch so sehr im Sinne der Fahrer sei, wie das Tech-Start-up behauptete: In anderen Bezirken, in denen das Unternehmen pro Auftrag bezahle, seien die Durchschnittsverdienste sogar gestiegen.

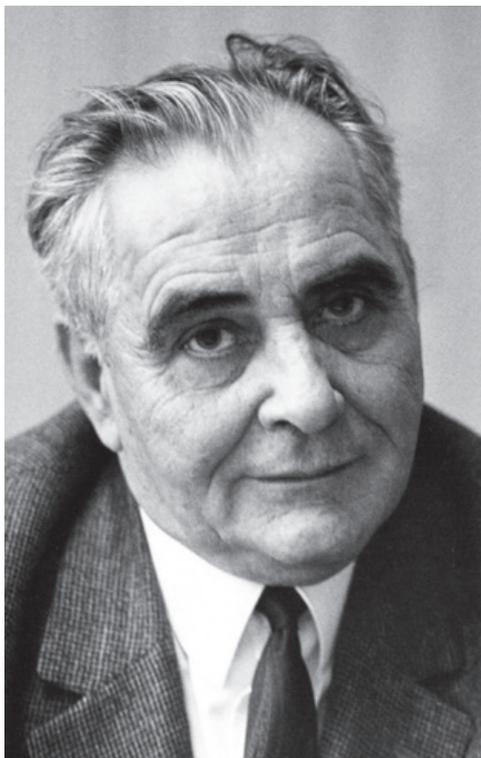
Es war einer der ersten großen Arbeitskämpfe der Gig-Economy, und viele Beobachter staunten, wie sehr die Fahrer zusammenhielten. Wie war ein Streik möglich in einer Wirtschaft, die das Einzelkämpfertum kultiviert?

Ihren Protestzug organisierten die Essenskuriere mit demselben Gerät, über das auch ihre Aufträge kommen: Sie trommelten ihre Kollegen per Kettennachricht über WhatsApp zusammen. Im Internet ließen sie Sympathisanten per Crowdfunding in die Streikkasse einzahlen; eine große Gewerkschaft, die ihnen den Ausfall bezahlte, gab es ja nicht.

Nach meinem Abstecher in die Gig-Wirtschaft macht mir der Erfolg der Fahrer Hoffnung. Man muss den Algorithmen der Plattform-Giganten nicht hilflos ausgeliefert sein. Man kann dafür sorgen, dass Selbstbestimmung mehr ist als nur ein Tarnbegriff für Ausbeutung, wenn man die Technik nutzt und sich zusammenschließt.

Vielleicht zeigt das Londoner Beispiel auch, wie man die Gig-Economy im Kampf um faire Arbeitsbedingungen im Moment am besten schlagen kann: mit ihren eigenen Mitteln.

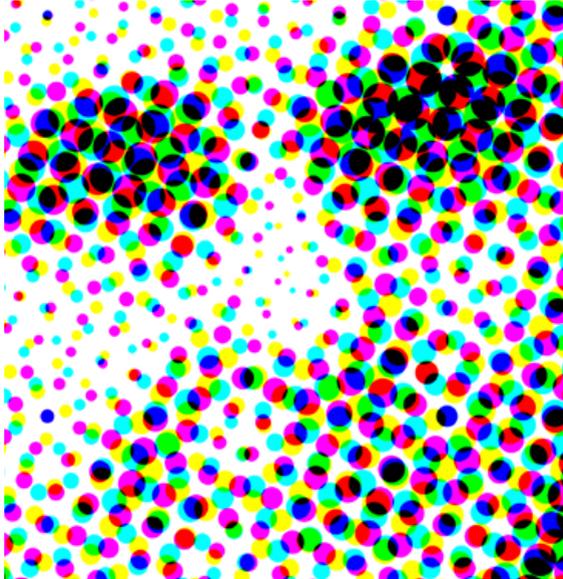
Willi Bleicher
Bezirksleiter
der IG Metall
Baden-Württemberg
von 1959 - 1972



Impressum:

Herausgeber: IG Metall
Bezirk Baden-Württemberg
Stuttgarter Straße 23
70469 Stuttgart
Tel 0711.16581-32
Fax 0711.16581-30
www.bw.igm.de

Redaktion: Petra Otte, Karin Schneider
V.i.S.d.P.: Roman Zitzelsberger, Bezirksleiter
Gestaltung: INFO & IDEE GmbH, Ludwigsburg
Herstellung: KOMESO GmbH, Stuttgart
Auflage: 350 Stück · 10/2017



Willi Bleicher: Sein Name steht für soziale Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Er war und ist eine Symbolfigur.

Anfang des 20. Jahrhunderts im Deutschen Kaiserreich in Armut geboren, erlebte er Aufstieg und Fall der Weimarer Republik. Während seiner Haft unter den Nazis waren Leid, Hoffnung, Gewalt und Tod allgegenwärtig. Die Jahre bis zur Niederschlagung des Faschismus haben ihn gleichermaßen desillusioniert und gestärkt. Sie haben aus Bleicher einen Menschen mit Haltung, Statur und Charisma gemacht. Sie prägten den großen Antifaschisten und Arbeiterführer, der Willi Bleicher bis zu seinem Tod war.

Was liegt also näher, als einen Preis nach einem Menschen zu benennen, der immer einstand für Menschlichkeit und Gerechtigkeit.

Die IG Metall verleiht den Willi-Bleicher-Preis an Journalistinnen und Journalisten, die mit ihrer Arbeit die Arbeitswelt für Leser, Hörer und Betrachter erlebbar machen.